

Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

21. (7. ordentliche) Versammlung des XVIII. Vereinsjahres.

21. (7. ordentliche) Versammlung des XVIII. Vereinsjahres.

Mittwoch den 19. Januar 1910 abends 7½ Uhr im Vortragsaal
des Märkischen Museums.

Vorsitzender: Herr Geheimer Regierungsrat Ernst Friedel. Von demselben rühren die Mitteilungen zu I bis XXII und XXVII sowie XXIX bis XXXIII her.

A. Allgemeines.

I. Zum Jahreswechsel begrüßt der Vorsitzende die Mitglieder, Gönner und Freunde, entwickelt auch das Programm bis zum Mai.

II. Die Freie Photographische Vereinigung feierte am 13. d. M. ihr zwanzigjähriges Bestehen durch eine Festsitzung im großen Auditorium der Königl. Technischen Hochschule. An Stelle des am Erscheinen verhinderten Vorsitzenden, des Geh. Medizinalrats Prof. Dr. Fritsch hieß Geheimrat Prof. Dr. Miethe die Versammlung willkommen, dann nahm Direktor Franz Goerke das Wort, um einen Rückblick auf das Wirken der Vereinigung zu werfen. Er hob dabei hervor, wie die Geschichte der Jubilarin zugleich die Geschichte der Photographie innerhalb der letzten beiden Jahrzehnte sei. Sie sei in diesem Zeitraum zu einem Hilfsmittel der Wissenschaft und zu einem Ausdrucksmittel künstlerischer Betätigung geworden. Wie die Photographie sich diese Gebiete erobert hat und durch welche Errungenschaften der fortschreitenden Technik, führte der folgende Redner Geheimrat Miethe des näheren aus. Ein fesselnder Vortrag des Dresdener Professors Eugen Bracht über Photographie und Kunst schloß den Redeakt. Die Festsitzung selbst aber klang in die bemerkenswerte Mitteilung aus, daß die Vereinigung eine besondere Abteilung für angewandte wissenschaftliche Photographie gebildet habe. Ferner wurden die Namen der Männer verkündet, die aus Anlaß dieses Tages zu Ehrenmitgliedern ernannt wurden. Für ihre Verdienste um die wissenschaftliche Photographie erhielten diese Auszeichnung: Professor Dr. K. M. Eder (Wien), Prof. Dr. Luther (Dresden) und Kapitän Sir. W. Abney. Für ihre Leistungen auf dem Gebiet des künstlerischen

Lichtbildes haben Robert Dimachy (Paris), Heinrich Kühne (Innsbruck) und J. Creig Amman (Glasgow) die Ehrenmitgliedschaft erhalten.

Die ebenfalls eingeladene Brandenburgia hat in Anerkennung der Wichtigkeit der Photographie für die Heimatkunde und in Würdigung der großen Verdienste der Vereinigung derselben ein freundliches Glückwunschs schreiben zugehen lassen.

III. Schutz des Landschaftsbildes im Kreise Teltow. Gegen bauliche Verunstaltung sind jetzt auch landschaftlich hervorragende Gebietsteile des Kreises Teltow geschützt worden. Der Regierungspräsident zu Potsdam hat soeben eine Polizeiverordnung erlassen, welche sofort in Kraft tritt. Unter den behörden Schutz fallen u. a. die Ufer des Müggelsees (bis auf eine Entfernung von 600 Meter von den Uferlinien), des Langen Sees, vom Wendenschloß bezw. der 1000-Meter-Ecke bis zur Großen Krampe bezw. bis Schmöckwitz, der Großen Krampe, des Zeuthener Sees, der Seen zwischen der Dahme bei Gussow und dem Teupitzer See, die Inseln in letzterem, die Ufer der Havel von Schildhorn bis zur Glienicker Brücke bei Potsdam (bis auf eine Entfernung von 500 Meter von den Uferlinien), des Grunewald-, Hundekehlen- und Riemeister-Sees, der Krummen Lanke und des Schlachtensees, die südöstlichen Ufer des Kleinen Wannsees, des Stolper Sees und des Friedrich-Leopold-Kanals (bis zur Potsdamer Eisenbahn), das nördliche Ufer des Griebnitzsees usw. Die auf den geschützten Gebietsteilen bereits angebrachten Reklameschilder usw., welche das Landschaftsbild verunzieren, müssen bis 1. April beseitigt werden.

IV. Schutz des Landschaftsbildes verlangt auch der Kreis Niederbarnim. Mit großem Interesse wurde in den nördlichen Vororten von einer Polizeiverordnung der Regierung zu Potsdam Kenntnis genommen, die gewisse Gebiete im Kreise Teltow von der Bebauung ausschließt und Anbringung von Reklameschildern an landschaftlich bevorzugten Stellen verbietet. Der Kreis Niederbarnim hat die gleichen Interessen. Die Ufer des Tegeler Sees bedürfen ebensogut eines Schutzes. Von besonderer Bedeutung ist die Erhaltung der forstfiskalischen Tegeler Forsten, die dem Anschein nach bestimmt sind, das Schicksal des Grunewalds zu teilen. Die anmutigen Wald- und Wiesenlandschaften des Hermsdorfer Mühlenfließes zwischen Waidmannslust und Hermsdorf bedürfen ebenfalls eines Schutzes. Dahingehende Gesuche sind schon von verschiedener Seite an das Landratsamt mehrfach gerichtet worden.

Ich erinnere noch an das, was ich bereits in der vorigen Sitzung bezüglich des Tegeler Sees mitteilte, wo ebenfalls die Ufer des Sees und die unserm Mitglied Herrn Adolf Bolle gehörige Insel Scharfenberg mit dem darauf von seinem verstorbenen Oheim, u. M. Dr. Carl Bolle durch schonungslose Bodenspekulation bedroht sind, letztgedachte Insel dadurch, daß die Besitzerin von Schloß Tegel das auf dem Grundbuchblatt von

Scharfenberg eingetragene Vorkaufsrecht leider geltend zu machen versuchte, sobald sie erfuhr, daß Herr Bolle die Insel an die Stadtgemeinde Berlin verkauft habe. Dem Vernehmen nach hat sich eine Gesellschaft m. b. H. gebildet, welcher die Verkäuferin ihre Rechte auf die Bolleschen Inseln zwecks Bebauung derselben mit Villen etc. abzutreten beabsichtigt. Hoffentlich wird die Stadt, der Herr Bolle sein ererbtes Besitztum für 800 000 M. angeboten hat, schnell zugreifen und dem präbendierten Vorkaufsrecht auf Grund Artikel 184 des Einführungsgesetzes zum Bürgerlichen Gesetzbuch in Verbindung mit § 594 und 595 Teil I Titel 20 des Allgemeinen Landrechts, welches für diese Materie glücklicherweise auch jetzt noch gilt, entgegenzutreten. Die Stadt wird die Bolleschen Anlagen pietätvoll pflegen und ich als von unserm verstorbenen Freund und Mitglied eingesetzter Testamentsvollstrecker hege die feste Zuversicht, daß die Sache so wie vorgeschlagen, verlaufen werde. Von vielen Mitgliedern der Brandenburgia ist mir ebenfalls die Hoffnung und der Wunsch geäußert worden, daß die Stadt Berlin Eigentümerin der Bolleschen Inseln Scharfenberg, Baumwerder und Lindwerder werden möge, vor allem zu dem Zweck um die Scharfenberger Anlagen als Naturdenkmal zu erhalten.

V. Friedenau. Gegen die Verunstaltung des Straßenbildes wird auch die Gemeinde Friedenau eine Polizeiverordnung erlassen. Sie hat dem Entwurf einer solchen Verordnung, die mit dem Tage der Veröffentlichung in Kraft treten soll, zugestimmt. In der Hauptsache will die Gemeindeverwaltung mit dieser Verordnung Einfluß auf die architektonische Gestaltung der Hausfassaden und freien Giebelwände, namentlich in Bauklasse A, die gärtnerische Anlegung und Unterhaltung der Bauwicke gewinnen. Ferner soll das Anbringen von Reklameeinrichtungen, Schaukästen usw. der Genehmigung der Baupolizei unterliegen.

VI. Langhans-Ehrung. Um das Andenken des Erbauers des Brandenburger Tores Langhans zu ehren, beschloß der Magistrat am 23. v. M., an dem Hause Charlottenstraße 48, Ecke Behrenstraße, in dem er gewohnt, eine Gedenktafel anzubringen. Der 1732 in Landshut in Schlesien geborene Künstler war 1787 nach Berlin berufen worden, wo er bis zu seinem 1808 erfolgten Tode wirkte. Er schuf hier u. a. außer dem Brandenburger Tor auch das Hamburger und das Rosenthaler Tor, die inzwischen verschwunden sind, die Kolonnaden an der Mohrenstraße, die Herkulesbrücke in ihrer früheren Gestalt. Auch der Umbau des Opernhauses und die Spitze des Marienkirchturmes sind sein Werk.

VII. Berlin's Schloßbrücke. Der vom Magistrat kürzlich beschlossene Umbau der Schloßbrücke hat an einigen Stellen die Befürchtung erregt, daß hier eine Beeinträchtigung des Straßenbildes eintreten werde. Die Befürchtung ist unbegründet. Bei dem Entwurf für den Umbau war die möglichst unveränderte Erhaltung des Bauwerks und die Vermeidung einer Anschüttung des Straßenzuges mit Rücksicht auf die benachbarten

monumentalen Gebäude in erster Linie bestimmend. Da die Strombehörden wesentliche Zugeständnisse hinsichtlich der Durchfahrtshöhen der Brücke machten, wurde es möglich bei der Überwölbung der Mittelöffnung das Brückenbild so zu gestalten, wie es Schinkel vorgeschwebt hat. Die jetzigen Gewölbestirnen, die Geländer und Postamente müssen zwar etwas angehoben werden, bleiben aber in ihrer äußeren Erscheinung ungeändert. Ein Anheben der Straße wird ganz vermieden.

VIII. Der Architektenverein und die Königskolonnaden. Nach dem von uns gemeldeten Beschluß der letzten Versammlung im Architektenverein ist jetzt folgende Petition an den Polizeipräsidenten abgesandt worden: „Die Nachricht, daß durch den bevorstehenden Neubau eines Warenhauses der Bestand der Königskolonnaden gefährdet sei, hat in allen Kreisen, denen die Erhaltung dieses geschichtlich und künstlerisch wertvollen Baudenkmals am Herzen liegt, lebhaftes Beunruhigung hervorgerufen. Auch unser Verein hat sich in zwei Sitzungen mit dieser Angelegenheit befaßt und nach voller Würdigung aller, auch der gegen die dauernde Belassung der Kolonnaden an ihrer alten Stelle sprechenden Umstände mit großer Mehrheit den unterzeichneten Vorstand beauftragt, mit allem Nachdruck für die unveränderte Belassung der Kolonnaden an ihrer jetzigen Stelle bei den zuständigen Behörden vorstellig zu werden. Indem wir uns beehren, Euerer Hochwohlgeboren diesen Beschluß ergebenst mitzuteilen, dürfen wir noch der Hoffnung Ausdruck geben, daß es Euerer Hochwohlgeboren gelingen wird, dem etwa beabsichtigten Neubau in der Nachbarschaft der Kolonnaden durch geeignete polizeiliche Auflagen eine solche Form zu verschaffen, daß eine neue Schädigung des durch seine jetzige Umgebung ohnehin stark beeinträchtigten Baudenkmals vermieden wird.“ In gleichem Sinne ist die Königl. Ministerial-Baukommission als Vertreterin der Eigentümerin der Kolonnaden und der Magistrat als Exekutive des Ortsstatuts gebeten worden, die Bestrebungen des Vereins zu unterstützen.

Wie ich schon in voriger Sitzung mitteilte, scheint das Schicksal der Königskolonnaden von oben her bestimmt zu sein und ist nur noch zu hoffen, daß sie möglichst glücklich in dem von der Stadt Berlin erworbenen ehemaligen Botanischen Garten an der Potsdamer Straße wieder aufgerichtet werden mögen.

IX. Der Kampf um die alten Bauwerke Berlins. Auf Wunsch des Berliner Lokal-Anzeigers habe ich mich über dies gerade jetzt aktuelle Thema in den nachfolgenden drei Aufsätzen am 19. Dezember v. J. bzw. 1. und 4. d. M. wie folgt geäußert.

A. Einleitung.

Das Gerücht, daß die Königs-Kolonnaden beseitigt werden sollen, hat die Öffentlichkeit nicht mit Unrecht erregt und ladet von selbst dazu ein,

einen Rückblick auf den ununterbrochenen Kampf zu werfen, der um die alten Bauwerke Berlins geführt wird.

In den Schilderungen der auswärtigen Presse findet sich wieder und immer wieder die Behauptung, daß unser altes Berlin die modernste aller europäischen Großstädte sei, in der Weise gewissermaßen stereotypisch wiederholt, daß sie überall suggestiv wirkt und selbst wir Einheimischen vergessen, wie in wenigen Jahren unser Spree-Athen sein siebenhundertjähriges Bestehen feiern kann. Dazu kommt der Umstand — der Altertumsfreund sagt lieber: der Übelstand — hinzu, daß der Unkundige mit dem glänzendsten Neu-Berlin, postalisch Berlin W, ein gewaltiges Stadtgebiet in das politische Gemeinwesen und Weichbild miteinbezieht, das doch tatsächlich zu Charlottenburg, Schöneberg oder Wilmersdorf gehört.

Und das muß man ferner, wiederum als Geschichts- und Altertumsfreund, er- und bekennen, daß in keiner deutschen Großstadt mit vielhundertjähriger Vergangenheit so arg gegen das überlieferte Stadtbild im ganzen wie im einzelnen zerstörend vorgegangen ist wie gerade in Berlin. In Städten wie Königsberg i. Pr., Breslau, Danzig, Stettin, Lübeck, Hamburg, Bremen, Magdeburg, Hannover, Braunschweig, Cöln (um von den süddeutschen Großstädten hier zu schweigen) läßt sich das älteste wie das neualterliche Stadtbild in großen Straßenzügen und, belegt durch zahlreiche charakteristische Einzelbauten, klar nachweisen, während dies bei uns nur schwer und an wichtigen Stellen leider fast unmöglich ist. Die älteste Stadt „to dem Berlin“ um St. Nikolai herum, insbesondere aber der alte Mühlenhof und der Sitz der ältesten landesherrlichen Gewalt verbleibt trotz Klöden und Fidicin sowie ihrer Nachfolger bis auf Borrmann und Clauswitz dunkel. Wenn nicht alte Ortsbezeichnungen zu Hilfe kämen wie der „Neue Markt“, so würde man kaum noch eine Erinnerung von dem Übergang des urmittelalterlichen in das spätmittelalterliche Berlin finden. Äußerlich gewiß nicht, unterirdisch: ja. Die Riesenarbeiten der entwässernden Kanalisation und ganz neuerlich der verschiedenen Untergrundtunnels für elektrische Schienenwege haben zwar dem aufmerksamen Forscher einige Aufklärungen über die Grenzen der Weichbildserweiterungen, über die Lage einzelner Wehrbauten, Befestigungstürme und Brückenansätze gegeben, aber sobald die Baugruben beseitigt, verschüttet oder ausgemauert, durch Schienengleise, Schächte und Zugänge ersetzt sind, erlischt für den Gelehrten die Möglichkeit weiterer Erkundigung, und oben auf der Straße sieht alles so modern wie früher aus, höchstens daß ein paar Abstiege zu den elektrischen Haltestellen hinzukommen, die den Eindruck der allermodernsten Umwandlung bringen.

Es macht, wenn man die geschichtlichen Wandlungen Berlins und den damit verbundenen Kampf um die alten Bauwerke an der Hand alter Karten und Pläne Revue passieren läßt, mitunter geradezu den Eindruck, als hätte sich die jeweilig jüngste Generation geflissentlich vorgenommen,

alles zu vernichten, was von den Vorgängerinnen noch überliefert war. Das ist natürlich nicht der Fall gewesen, unglücklicherweise haben aber oft die ältesten charakteristischsten Bauwerke der Linienführung des späteren Architekten recht unbequem im Wege gestanden. Während heute wenigstens öffentliche Gebäude, z. B. Tore, Verteidigungstürme, Wehrgänge, Stadtmauern, einigermaßen, obgleich noch lange nicht genug, durch das Gesetz und Polizeiverordnung geschützt werden und allemal erst der Provinzial-Konservator, auch wo es sich nur um Veränderungen der alten Bauwerke handelt, gehört werden muß, ist früher von dergleichen Schutzmaßregeln keine Rede gewesen und alles auch nur scheinbar Hinderliche schonungslos beseitigt worden. Dagegen erscheint die mittelalterliche, gewissermaßen naive Praxis, die z. B. bei teilweise abgebrannten romanischen Kirchen deren Ergänzung unzählige Male im gotischen Stile ausgeführt, geradezu harmlos. So warf die moderne Befestigung Berlins unter dem Großen Kurfürsten den bis dahin noch vorhandenen äußeren Anblick Berlins und Alt-Köllns mit seinen stattlichen Tor- und Brückentürmen, Inwieken, Mauerzinnen und Wehrbauten ganz über den Haufen und setzte an dessen Stelle das Bild einer holländischen Festung im ungefähren Grundriß eines Quadrats mit vorgelagertem Gürtel von etwa 14 durch Kurtinen verbundenen Bastionen. Obwohl dies Bollwerk an der Spree niemals eine Belagerung erfuhr, verstärkte es der Große Kurfürst noch durch vorgelagerte Ravelins in dem später sogenannten Königsgraben und durch Einbeziehung der neuen Dorotheenstadt in das Verteidigungssystem, wodurch das Stadtbild wieder wesentlich im Äußern wie Innern verändert wurde.

Dem Namen nach blieb Berlin unter dem ersten preußischen König noch Festung, wie das u. a. die Jahreszahl am „Wusterhausener Bär“ beweist, der in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ebenfalls unbequem wurde, aber wenigstens in seiner äußeren Gestalt durch Versetzung des Bauwerks in die Gartenanlagen beim Märkischen Museum gerettet worden ist.

Bei den Festungsbauten Berlins unter Kurfürst Friedrich Wilhelm und seinem Sohn war das künstlerische und malerische Element keineswegs vernachlässigt worden. Wir wissen aus zeitgenössischen Abbildungen, daß sich die Fortifikation Berlins höchst stattlich ausnahm. Über einer aus Werkstücken aufgemauerten Vorderfront erhob sich der grüne Erdwall in 8 Meter Höhe. Die Tore waren mit Bildhauerarbeiten verschiedener Art: Trophäen, kriegerischen Göttern und Göttinnen u. dgl. geschmückt. Davor lag der breite, stattliche Graben, dessen zur Wasserspannung dienende Wehre ebenfalls künstlerisch ausgestaltet waren. Hieran schlossen sich nach außen breite, mit Bäumen bepflanzte Glacis.

Nachdem die neuen Stadtteile mit Rücksicht auf die Akzise und die Fremdenpolizei teils mit einer einfachen Steinmauer, teils — im Nordosten — mit einem Palisadenzaun umgeben worden waren, wurde die kurfürst-

liche Befestigung des Innern überflüssig. Welch' eine dankbare Aufgabe hätte sich den Architekten geboten, falls sie die Entfestigung mit der Perspektive auf eine großzügige Verkehrsverbesserung und gleichzeitig auf eine gärtnerische Verschönerung längs der Grenze zwischen den älteren befestigten und den überall neuangefügten neuen Stadtteilen bewirkt hätten. Die Wälle mit den prächtigen Toren konnten zum großen Teil als Parkanlagen bestehen bleiben, und das Glacis mußte in der Breite des Dönhoffplatzes als eine gewaltige Ringstraße um die innere Stadt geführt werden, so wie es später Hamburg, Bremen, Lübeck, Wien, Frankfurt a. M. und Frankfurt a. O., neuerdings Magdeburg und Stettin gemacht haben, und wie es Spandau augenblicklich tut. Aber der große Moment traf auf kleine Geister, denen eine ängstliche Ausnutzung des gewonnenen Geländes, auf dem der Kampf gegen die alten Festungsbauwerke schonungslos durchgeführt wurde, viel mehr am Herzen lag. Was wirklich damals hätte beseitigt werden können, das unschöne Gassengewirr auf dem Friedrichswerder, wurde bis auf den heutigen Tag verewigt, und zwischen der Landsberger Straße, Alexanderstraße, Holzmarktstraße, Andreasstraße und Palisadenstraße entstand ein Straßen-Kreuzundquer, von dem ein scharfer, aber nicht ungerechter Beurteiler gesagt hat, es mache den Eindruck, als ob der Ingenieur den Bebauungsplan im Tollhause gemacht habe. Im Innern Berlins baute jeder, fast kann man sagen, wie er wollte, und dies sowohl unter der Herrschaft Friedrich Wilhelms I. wie Friedrichs des Großen. In jener Zeit ist eine unglaubliche Anzahl von alten, interessanten, zum Teil recht stattlichen Bürgerhäusern einfach niedergerissen oder völlig entstellt worden. Dies gilt von der Breiten Straße, Brüderstraße, Klosterstraße, Spandauer Straße, Poststraße, Heiligengeiststraße, Gertraudtenstraße u. a.

Was zu loben, soll nicht vergessen werden, der Anschluß des neuen, um die Straße Unter den Linden gruppierten Stadtteils an das Königliche Schloß und an Alt-Berlin und die Besetzung der prächtigsten Straße Berlins mit stattlichen öffentlichen und privaten Bauten; da dies auf altem Wald- und Wiesengelände geschah, so war hier wenigstens ein Kampf um die alten Bauwerke der Hauptstadt nicht zu führen.

Unter den beiden Nachfolgern des alten Fritz herrschte, man darf sagen: glücklicherweise, eine Gleichgültigkeit gegen die alten Stadtteile, so daß deren fiskalische wie private monumentalere Bauten unbehelligt bleiben konnten. Das änderte sich aber gegen Ende der Regierung Friedrich Wilhelms III. mit dem Beginn der Museumsbauten, denen deshalb interessante Bauten aus der Zeit des Großen Kurfürsten und des ersten preußischen Königs zum Opfer fielen. Der Niederlegungsprozeß nahm unter Friedrich Wilhelm IV. gelegentlich des Baus des Neuen Museums auf der danach genannten Museumsinsel seinen Fortgang, und er ist bis heutigentags, wie der Abbruch des Pergamon-Museums erweist, noch nicht völlig zum Abschluß gelangt.

Mit der Aufrichtung des neuen Deutschen Reichs und seinem Milliardenüberfluß begann alsdann der schlimmste Kampf um die alten Bauwerke Berlins, den unsere Hauptstadt überhaupt erlebt hat. Die Liebe zur trauten, alten Heimat, das Verständnis des Wertes einer historischen baulichen Entwicklung schien bei den Behörden wie bei der Bürgerschaft gänzlich abhanden gekommen zu sein. Man könnte ein ansehnliches Buch über das, was in Berlin in dieser Beziehung, namentlich in der sogenannten Gründerzeit, gesündigt worden ist, schreiben. Nur ein Beispiel sei zu erwähnen vergönnt: die Beseitigung des alten Berlinischen Rathauses und der damit verbundenen Gerichtslaube. Was ist an die Stelle gesetzt worden? Ein in vieler Beziehung unpraktischer, fremdartiger, durchaus undeutscher, kastenartiger Riesenbau, dem man seine Bestimmung als Sitz der bürgerlichen Verwaltung in keiner Weise ansieht. Wenn nun einmal die Beseitigung der alten Bauten daselbst unerläßlich war, so hätte man wenigstens in den Bauformen etwas Deutsches erfinden und errichten sollen, wie es beispielsweise Wien, München, Kassel, Stuttgart und Stettin getan haben. Einen Beweis für das geringe baukundliche Verständnis, das uns damals beherrschte, ist es, daß der pietätvolle Kaiser Wilhelm I. sich des ältesten bürgerlichen Gerichtshauses Berlins aus dem 13. Jahrhundert erbarmen und es nach Babelsberg verpflanzen mußte, weil die Stadt Berlin weder für die Erhaltung an Ort und Stelle, noch für eine zweckdienliche Verpflanzung an einen anderen Ort irgendwelches Verständnis besaß. Dergleichen wäre allerdings schon fünf Jahre später unter Oberbürgermeister Hobrecht nicht mehr möglich gewesen.

Wie verhält sich nun die Gegenwart, und was soll die Losung im Kampf und gegen den Kampf um die alten Bauwerke Berlins sein?

B. Gegenwart und Zukunft.

Auch das Schlachtfeld der Gegenwart, wenn wir darunter die Erlebnisse der gegenwärtigen mittleren Generation verstehen, bietet trübe Erinnerungen an verschwundene große öffentliche Gebäude in Menge. Im folgenden nur eine Auswahl: das vornehme Raczinskische Palais mit der berühmten Bildersammlung, das dem Reichstagsgebäude weichen mußte; die Ritterakademie und das Joachimsthalsche Gymnasium zwischen Heiliger Geist- und Burgstraße, hauptsächlich zum Börsenbau verwendet; die alte Post, Königstraße 1, durch geschmacklosen Neubau ersetzt; die alte Münze mit dem Fürstenhaus und dem Friedrich-Werderschen Gymnasium, gefallen zur Platzverweiterung; das Kadettenhaus mit imposanter Fassade, gewichen vor den Gerichtsgebäuden; das Köllnische Rathaus, besonders lehrreich, wie Abbrüche und Straßenverbreiterungen nicht gemacht werden sollen. Der Abbruch hat für den Verkehr so gut wie nichts geleistet. War er unvermeidlich, so mußte er mit der Einbeziehung der Scharrenstraße in die Hertzogschen Umbauten Hand in Hand gehen. Statt dessen ist nur ein unbefriedigender Torso geschaffen. Der Block zwischen der Scharrenstraße

und Gertraudenstraße sieht so unschön wie möglich aus, der Engpaß der Scharrenstraße ist geblieben und der imposante Hertzogsche Neubau, der in der Scharrenstraße noch nicht ganz fertig ist, ins Hintertreffen gedrückt, das alles, weil man sich mit der Hertzogschen Vormundschaft über die Differenz von einigen hunderttausend Mark nicht einigen konnte, zum Schaden der Breiten, Brüder-, Scharren- und insbesondere der Gertraudenstraße nicht verständigen konnte.

Ungefähr um diese Zeit verschwand eines der ältesten mittelalterlichen Gebäude Berlins, der Kalandshof zwischen der Kloster- und Neuen Friedrichstraße, über dessen tadellos erhaltenes rotes Rohziegelbauwerk ich mich immer gefreut, und noch etwas früher an der Spandauer Straße das alte, nach der Matthäikirchstraße verlegte Brandenburgische Ständehaus. Die Beseitigung der Kunstakademie Unter den Linden durch den großen Bibliotheks-Neubau sowie des alten städtischen Waisenhauses und der Waisenkirche an der Stralauer bzw. Neuen Friedrichstraße durch das städtische Gasanstaltsgebäude waren kaum zu vermeiden. Aber gerade das Gegenteil gilt von dem architektonisch so bedeutenden Seehandlungsgebäude aus dem Jahre 1772, das mehr aus Neuerungsbestrebungen ohne zwingende Gründe hat fallen müssen, und wobei leider der Staatskonservator für die öffentlichen Gebäude völlig versagt hat.

Um aktuell zu sein, wenden wir uns nunmehr den zurzeit bedrohten sowie denjenigen öffentlichen Gebäuden zu, über denen das Damoklesschwert der Vernichtung hängt.

Die Königskolonnaden! Ist ihre Beseitigung erforderlich? Da ich 36 Jahre lang in der Tiefbaudeputation des Magistrats, welcher die Straßen und Plätze unterstehen, bis in dies Jahr hinein tätig gewesen und seit Existenz der Stadtbahn deren Abonnent mit dem Zielpunkt Alexanderplatz bin, also die in Frage kommende Strecke bei Tage wie bei Nacht auf das allergenaueste und als zuständiger Sachverständiger kennen gelernt habe, so muß ich die aufgestellte Frage auf das entschiedenste verneinen. Nach meiner Beobachtung teilt sich der Verkehr so, daß die Eiligen meist den Bürgersteig vor der Kolonnade, die weniger Eiligen den Kolonnadenbau selbst passieren. Das geht ganz tadellos; wer den Verkehr in der City von London kennt, weiß, daß er in manchen Straßen, die enger als unsere Königstraße sind, sich glatt abwickelt, ohne daß die dortigen Stadtväter oder die Polizei an eine Straßenverbreiterung denken. Nach meiner Überzeugung handelt es sich, wie an anderen Stellen unserer Stadt, wieder einmal um bloße Fiskalität. Der Fiskus möchte die ihm lästige Unterhaltung der Kolonnade loswerden und dabei gleichzeitig durch Verkauf der Baustelle teils als Straßenland, teils als Bauland ein vorteilhaftes Geldgeschäft machen. Und das sollte er nicht, da das konservatorische dem Geld-Interesse vorgehen und der Staat dies vor allem selbst betätigen muß. Die Königskolonnade, von Karl von Gontard 1777 erbaut, ist die

schönste der drei friderizianischen Kolonnaden, und der dahinter belegene Platz ehrenhalber Gontard-Platz benannt worden.

Sollten, aller dieser Erwägungen unerachtet, die Gontardschen Kolonnaden weichen müssen, so wäre die geeignetste Stelle ganz in der Nähe auf dem Platz vor der Marienkirche zu finden. Dies ansehnliche Gotteshaus ist für einen großen Platz vom Erbauer nicht berechnet und liegt jetzt infolge Aufhöhung der Kaiser-Wilhelm-Straße und des Neuen Markts wenig glücklich in einer Vertiefung, welche durch die neue Gartenanlage nach dem genannten Markt zu nur unvollkommen ausgeglichen wird. In der Klosterstraße, vor der ebenfalls tief versenkt liegenden Klosterkirche hat man sich durch den Kolonnadenvorbau an der erwähnten Straße vorzüglich geholfen. Auf Antrag der Stadtbauräte Blankenstein und Hobrecht schlug der Magistrat, als die Marienkirche freigelegt wurde, in ganz richtiger ästhetischer Empfindung bezüglich der Marienkirche ebenfalls deren Einfassung durch einen Säulengang vor, der etwa 60- bis 80000 Mark gekostet haben würde. Leider lehnte hauptsächlich wegen dieser relativ unbedeutenden Kosten die Stadtverordneten-Versammlung das Projekt ab. Eine solche offene Säulenhalle mit Verwendung der Königskolonnade würde auch den in der Gegend vor der Kirche überaus schwachen Verkehr nicht stören, und bei Sonnenschein wie Regen eine angenehme Promenade bilden. Auch die Stilverschiedenheit würde um so weniger hindern, als die Marienkirche mit ihrem Turm in grundverschiedenen Bau- und Stilformen gehalten ist.

Auch bezüglich der Spittel- und Mohrenkolonnade sind schon, glücklicherweise vorläufig wieder zurückgestellte Abbruchgelüste kundgegeben worden.

Betreffs der Mohrenkolonnade, nördliche Seite wo die anstoßenden Grundstücke der Stadt gehörten, ist erst vor wenigen Jahren eine befriedigende bauliche Ausnutzung hergestellt worden, ohne daß es notwendig war, die interessante Säulenhalle zu beeinträchtigen.

In der benachbarten Klosterstraße werden, man kann sagen ab und zu, die drei ansehnlichen Gebäude bedroht, in welchen der Staat das Katasteramt, das Gewerbesteuer-Bureau, das Hygiene- und das Volkskunde-Museum untergebracht hat. Hindernd ist hier glücklicherweise der Umstand, daß der fiskalische Geldmangel die Fertigstellung der mancherlei Museumsbauten verzögert, zu denen auch ein eigenes neues Volkskunde-Museum gehört, die auf Grund und Boden der Domäne Dahlem geplant sind. Das Innere der genannten Gebäude birgt schöne Plafonds; Werke der Malerei und Bildnerei. — Siegreich behauptet hat sich, obwohl ebenfalls im Laufe des verflossenen Jahrhunderts wiederholt bedroht, gegenüber das alte Lagerhaus, das wechselvolle Schicksale bis heut' gehabt hat. Rechnet man die Gebäude des Berlinischen Gymnasiums, die französische und die Parochial-Kirche und mehrere alte Privathäuser hinzu, so bietet die Klosterstraße in ihrer vornehmen Ruhe und Stattlichkeit namentlich zwischen der

König- und Stralauer Straße wo das wuchtige neue Stadthaus einen imponierenden Abschluß bildet, noch immer ein herzerfreuendes Bild mit Anklängen aus dem mittelalterlichen und friderizianischen Berlin.

[Ehe wir das älteste Berlin verlassen, richten wir noch einen Blick auf den fiskalischen Gebäudekomplex am Molkenmarkt, wo die Stadtvogtei nebst dem alten Kriminalgericht mit dem Prangertisch, das Polizei-Präsidium und einzelne städtische Aemter (Stadtausschuß) in buntem Wechsel untergebracht waren. Höchst malerisch und im Innern schöne Gewölbekonstruktionen aufweisend, sind diese Gebäude mitsamt dem angrenzenden Krögel, zum großen Schmerz der Maler und Photographen, sobald das neue Rolandufer entsteht und bis zu dem neuen städt. Gasverwaltungsbau an der Waisenbrücke durchgeführt wird, rettungslos dem Untergang geweiht, zumal die neueste Baufluchtlinie am Krögel diese Straße sperrt und preisgibt. An der Stralauer Straße, deren unnütze Verbreiterung mit Rücksicht auf das Rolandufer abgelehnt ward, ist mit Ausnahme des tiefen Landréschen Brauereigrundstücks nicht mehr viel zu retten, aber in der Kleinen Stralauer Straße möchten wir auf das interessante kleine Haus Nr. 4, das die Jahreszahl 1763 zeigt und der Erhaltung wert ist, aufmerksam machen. [Gegenüber in einem sehr alten, unscheinbaren Hause ist die originelle Wirtschaft „Zum Padden-Wirt“, daran erinnernd, daß die früher geneigt zur Spree verlaufende und deshalb dort mitunter vom „grünen Jäger“ (volkstümlich „Padde“) belebte Straße einstmals „Paddengasse“ und der Festungsturm in der Nähe „Paddenturm“ hieß.]

In dem Stadtteil des alten Kölln wäre noch das von mir bei einer Schilderung der alten Häuser Berlins im „Berl. Lokal-Anzeiger“ beschriebene kleine Haus Ecke der Fischer- und der Köllnischen Straße zu erwähnen, das älteste Bürgerhaus der Reichshauptstadt, das ein Altertumsfreund erworben und im altberlinischen Stil zu einer „stilvollen“ Wirtschaft mit der Urväter Hausrat ausstatten sollte. Damit wäre gleichzeitig der letztgenannten Straße, die letzthin leider in übles Licht gestellt wurde, aufgeholfen.

C. Schlußbetrachtung.

Ein recht drohend aussehender Kampf ist vorübergehend um den gewaltigen Baublock geführt worden, auf dem das Garnhaus, das Prinzessinnen-Palais, das Palais Friedrich Wilhelms III. und die Schinkelsche ehemalige Bauakademie stehen, unter Einbeziehung des Terrains des Grünen Grabens und mindestens eines Teils des Spreearmes an der Schloßfreiheit. Ein viele Millionen erforderndes Verschönerungsprojekt ist hier aufgestellt und Jahr und Tag bekanntlich ernstlich bearbeitet worden. In dem Mittelpunkte des entstehenden weiten Platzes sollte ein neues Opernhaus gerückt werden. Seit Jahr und Tag schweigen die Akten hierüber, hauptsächlich wohl, weil die nötigen Mittel fehlen, die Stadt zögert mit Recht, sich bei der Demolierung so hervorragender Monumentalbauten zu beteiligen und weil für den geplanten

Opernpalast ein viel billigeres und dabei sehr schönes fiskalisches Gelände, das vormals sogenannte Krollsche Etablissement, gefunden ist, auf welchem zurzeit das später ebenfalls dem Untergange geweihte Königliche Neue Opernhaus sich erhebt.

Von Zeit zu Zeit taucht der Vorschlag auf, dem schönen Schlüterschen Bau der Loge Royal-York in der Dorotheenstraße den Garaus zu machen, sei es, daß an die Stelle ein kasernenartiger Neubau, der hübsch Miete einbringt, unter Beibehaltung von Räumen für die Freimaurerei, tritt, sei es, daß nach dem Beispiel der ehemaligen Großen Landesloge in der Oranienburger Straße das Grundstück teuer verkauft und eine Loge in Berlin W. errichtet wird. Die Aufsichtsbehörde wird, falls der Fall akut werden sollte, hier hoffentlich ihr Veto einlegen.

Von Zeit zu Zeit läuft das Gerücht um, daß die Tage des Niederländischen Palais zwischen Unter den Linden und Behrenstraße sowie des jetzt geräumten friderizianischen Bibliothekgebäudes am Opernplatz gezählt seien. Beim Schwanken der Meinungen läßt sich schwer sagen, welchen Verlauf die Sache nimmt, jedenfalls sollte gegen den Abbruch der außerordentlich schön wirkenden Fassade der ehemaligen Bibliothek der Staatskonservator ernstlichst Einspruch erheben.

Einer besonderen Schonung möchten wir das vornehm wirkende Konsistorialgebäude, Ecke Schützen- und Jerusalemer Straße, empfehlen, an welchem noch die eisernen Fackelhalter vorhanden sind, erinnernd an die Zeiten des 18. Jahrhunderts, wo hier Kavaliere und Hofdamen verkehrten und Karossen mit Mohrenkutschern und Läufern hielten.

Deplaciert kommt sich selbst das alte ehrwürdige Charitégebäude vor inmitten der vielen in hanseatischem Rohziegelbau aufgeführten neuen Kranken- und Dienstgebäude: es steht unrettbar auf dem Aussterbeetat, zumal es von den Ärzten als unbequem und unhygienisch erachtet wird. Hoffentlich erwartet ein gleiches Schicksal nicht sobald den wirkungsvollen Bau der benachbarten Tierärztlichen Hochschule in der Luisenstraße. Auch dort wußte man wohl von einem Ersatzbau oder einer gänzlichen Verlegung ein lockendes fiskalisches Bild zu entwerfen, vorläufig fehlt der Nervus rerum zum Glück auch hier.

Die Tore eines Gemeinwesens bilden allemal einen Markstein seiner Entwicklung und einen der wichtigsten Faktoren im Stadtbilde. Wie hat man in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts gegen die Stadttore gehaust! Ohne zwingende Gründe wurden z. B. das Oranienburger, das Hamburger, das Rosenthaler und Schönhauser Tor zur Strecke gebracht, während, vergleichsweise gesagt, die Pariser ihre Tore längs der Boulevards unter ganz ähnlichen Verhältnissen als Denkmäler der Baugeschichte bei mindestens ebenso starkem Verkehr ruhig haben stehen lassen.

Seit Jahrzehnten tobt der Kampf mit zeitweiligen Unterbrechungen gegen das Schinkelsche Neue Tor und Potsdamer Tor, sowie gegen das

friderizianische Brandenburger Tor. Während die alten klassischen Architekten mit feinem Verständnis die Verhältnisse vor und hinter diesen Toren abgewogen haben, glauben gewisse moderne Architekten, darin den echten Epigonen gleich, es besser zu verstehen als die Altmeister. Nur die Ablehnung der Stadtgemeinde sowohl gegen einen Geldzuschuß als auch gegen den Abbruchsgedanken überhaupt hat den Abbruch der ersten beiden Tore seltens des Fiskus, der bei jedem derartigen Vorgang recht viel für den Staatssäckel lukrieren will, verhindert.

Die Komödie wegen Verlegung des Brandenburger Tores nach dem Großen Stern, die in eine Tragikomödie auszuarten drohte, ist hoffentlich für immer begraben, aber noch immer schwebt einigen Stadtverbessern der Gedanke vor, das Brandenburger Tor auf beiden Seiten freizulegen, was den vornehmen Eindruck der Geschlossenheit des Pariser Platzes vernichten würde. Vorwand: der starke Verkehr durch das Brandenburger Tor und die störende, gefährliche Kreuzung der elektrischen Straßenbahnen. Glücklicherweise tritt auch hier die Stadtgemeinde Berlin, wie ein *Deus ex machina*, als Helfer ein — die Gleise werden unterirdisch verlegt, damit wird das Verkehrshindernis beseitigt und das Brandenburger Tor mit seinen Anbauten unversehrt gerettet werden.

Daß bei einigem guten Willen und Verständigung unter den verschiedenen maßgebenden Faktoren in Berlin manches gerettet werden kann, dafür nur drei Beispiele: das Ephraimsche Palais, Poststraße 16. schwer bedroht, aber von der Stadt erworben und durch Baurat Blankensteins Verdienst auf das glücklichste und mit pietätvoller Schonung zu einem Dienstgebäude umgemoldet; die Heiligegeistkirche, vom Staatskonservator bekanntlich bereits als unrettbar aufgegeben, ist dank der nicht genug zu preisenden Einsicht der Ältesten der Kaufmannschaft beim Bau ihrer Handelshochschule dieser als willkommener Bibliothekbau mit Lesehalle geschickt angegliedert worden; die Nazarethkirche an der Müllerstraße, eine der vier Schinkelschen Außenkirchen, war zu klein geworden und sollte durch einen größeren Neubau ersetzt werden. Dieser ist auch ausgeführt, das kleine harmonisch wirkende Gotteshaus aber davor, hauptsächlich dank dem Entgegenkommen der städtischen Behörden und der Umsicht des in Bausachen besonders erfahrenen Pastors Diestelkamp, unversehrt erhalten worden.

Wohl mancher Leser wird angesichts der langen, aber noch lange nicht vollständigen Trauerliste vom Kampf um die alten Bauwerke Berlins sich im stillen gefragt haben: Wo blieb denn bei den zahlreichen fiskalischen Gebäudeabbrüchen der Konservator der Denkmäler des preußischen Staates, der das Oberaufsichtsrecht auch über die historischen Bauwerke Berlins auszuüben hat? Man muß doch wohl oder übel annehmen, daß sein Einspruchsrecht unbeachtet verhallte. Trotz seiner scheinbaren erhabenen Hochwartstellung steht doch der Staatskonservator nicht über, nicht neben,

sondern unter den Ressortministern. Was soll er z. B. gegen den Kultusminister, gegen den Minister des Innern, gegen den Minister der öffentlichen Arbeiten, gegen den Kriegsminister und vor allem gegen den allmächtigen Finanzminister ausrichten, wenn diese Ministerien, die zu befehlen gewohnt sind, aus irgend einem, meist einem fiskalischen Grunde nicht seiner Meinung sind?

Und da gibt es noch Schwärmer, die in dem Kampf um die alten Bauwerke Berlins die Einsetzung eines städtischen Konservators wünschen. Glauben diese Herren im Ernst, daß der betreffende Kommunalbeamte größeren Einfluß als ein hoher Staatsbeamter ausüben würde? Nein, wohl aber würde diese städtische Institution nur dazu dienen, sich selbst gehörig zu blamieren und der Stadt Berlin bis in die höchsten Kreise neue, meist recht unbequeme Feinde zu verschaffen. Ausrichten würde ein städtischer Konservator absolut nichts.

Es gibt nur einen einzigen Faktor, der in dem Kampf um die alten Bauwerke Berlins vielleicht in einzelnen Fällen etwas ausrichten kann: das ist die öffentliche Meinung, vertreten durch die öffentliche Presse, möge diese zum Besten Berlins recht oft und recht eindringlich ihre Stimme erheben.

X. Hussitenfest Bernau. Das übliche Fest zum Gedächtnis der Befreiung Bernaus von der Bedrohung durch die czechischen Fanatiker im 15. Jahrhundert wird bekanntlich alle Jahr von den Städtischen Behörden unserer freundlichen Nachbarschaft am Sonntag Rogate mit Gottesdienst und einer geselligen Zusammenkunft in dem Städtischen Gasthaus am Liepnitzsee gefeiert. Für die große Menge, insbesondere das Berliner Sonntagspublikum ist diese kommunale Feier nicht bestimmt.

Von u. A. M. Herrn Rektor Monke erhalten wir nun folgende Zuschrift: „Kürzlich äußerte sich der sächsische Minister Graf Vitzthum über die Bedeutung der Volksfeste folgendermaßen: Das Bestreben des Volkes, die grauen, oft trüben Eindrücke des Alltags durch Feste zu unterbrechen, ist durchaus gerechtfertigt; nur muß man die Wege bahnen zur Vertiefung und Veredelung solcher Feste. Gewöhnlich fehlt es den Volksfesten an innerer Beliebtheit, an selbstschöpferischer Frische und Regsamkeit, weil alle zu sehr Zuschauer und Zuhörer geworden sind; jeder erwartet viel zu viel von dem andern und vergißt darüber, daß er selbst einen Einsatz an Persönlichkeit, an innerer Freudigkeit in das Spiel geben muß, um aus ihm einen möglichst hohen Gewinn zu ziehen. — Wem fielen bei diesen Worten nicht die Bernauer Hussitenfeier ein, die sich leicht so ausgestalten ließe, daß sie den vom Grafen Vitzthum aufgestellten Forderungen entspräche? Hier ist eine Vertiefung und Veredelung des Festes möglich; denn es ruht auf geschichtlicher Grundlage; auch ist die Örtlichkeit, das an mittelalterlichen Erinnerungszeichen so reiche Bernau, sehr wohl geeignet, und die Nähe Berlins sichert einigen Zuzug, wenn das Fest wirklich etwas bietet

für Auge und Ohr, für Herz und — Magen. Ein kleines Festspiel, ein netter Umzug, natürlich in historischen Kostümen, vielleicht auch eine Wagenfahrt, ein guter Happen mit entsprechender Spülung und schließlich ein Tanz, der ja für die Jugend immer das Wichtigste ist, würden gewiß große Anziehungskraft ausüben und die guten Beziehungen, die zwischen Berlin und Bernau allzeit bestanden haben, neu beleben und kräftigen. Ein Oberammergau soll Bernau darum nicht werden; aber ein alljährlich sich wiederholendes Fest würde wahrscheinlich eine steigende Beliebtheit gewinnen. Doch dürfte eine solche Feier nicht gerade in die Osterzeit fallen; sie müßte in die grüne Zeit verlegt werden, vielleicht auf den ersten Sonntag nach dem 15. Mai. Das ist die Zeit, da die Knospen brechen und die Blätter der Buche sich entfalten. Da sollte der Vormittag einer historischen Feier mit Umzug, der Nachmittag einer Wagenfahrt an den Liepnitzsee, Bernaus schönstes Kleinod, und der Abend dem fröhlichen Tanz in der alten Hussitenstadt gewidmet werden. Wer vieles bringt, wird manchem etwas bieten. Alle Versuche, wirkliche Volksfeste zu schaffen, sind bisher gescheitert. Der Sedantag ist ebenso wenig volkstümlich geworden wie früher der 18. Oktober. Die Schüler und die Honoratioren feiern ihn, die breite Masse der Bevölkerung wird nicht berührt, weil nichts geboten wird. Die alten Volksfeste sind geschwunden, und die Volksbräuche haben den Boden verloren; das Leben, ist etwas kahl und schal geworden. Sollte es nicht möglich sein, etwas Farbe in das Bild des Lebens einzutragen?“

Wir müssen zunächst den städtischen Behörden Bernau's überlassen, zu diesen beachtenswerten Vorschlägen Stellung zu nehmen. Da die Förderung der Heimatliebe so recht Aufgabe der Brandenburgia sein soll, so wird auch sie sich sicherlich einem größern Hussitenfeste gegenüber nicht ablehnend verhalten.

XI. Heimatschutz in Brandenburg. Mitteilungen der Landesgruppe Brandenburg des Bundes Heimatschutz. No. 5 1910 beschäftigt sich u. a. mit den Königskolonnaden im Sinne der Brandenburgia und mit der pietätlos zerstörten Ruine auf dem Blankenseer Kapellenberg (dazu 4 Abbildungen). Nach einer Mitteilung des Mittelschullehrers K. Waase in Neu-Ruppin ist die in unserer Provinz sehr seltene nordische Zwergbirke, *Betula humilis* Schrk. ein Zwischeneiszeit-Überbleibsel im Torfmoor zwischen Kantow und Schreymühle westlich von Neu-Ruppin in 6 Exemplaren entdeckt worden: Abbildung dazu S. 133.

B. Persönliches.

XII. Die neue Mitgliederliste für 1910 ist erschienen und bereits versendet.

XIII. Todesfälle. Am 5. d. M. verstarb infolge einer schweren Verletzung in Petershagen a. d. Ostbahn unser unvergeßliches Mitglied

und treuer Freund Herr Pfarrer Alexander Giertz im Alter von nur 50 Jahren. Unsere Mitglieder wissen, wie hülfbereit er sich allzeit der Brandenburgia angenommen. Von einer unvergleichlichen Arbeitskraft hat er die Zeit, die ihm neben seinem Amt verblieb, in den Dienst der Heimatkunde gestellt. Es sei erinnert an seine Forschungen im Gebiet der Flurnamenkunde sowie an die Geschichte seiner beiden Pfarrdörfer Petershagen und Eggersdorf, die ihm unter den Händen zu einer Geschichte des ganzen Barnims und eines wichtigen Teils der Mark Brandenburg erwuchs. Seine Forschertätigkeit unermüdet und selbstlos ausgeübt, wird in der Brandenburgia sein Andenken für immer erhalten.

An seinem Grabe trauern seine lebenswürdige Gattin Johanna Flora Giertz geb. Koch und seine Mutter Johanna Giertz geb. Böser.

Die Brandenburgia hat zur Beisetzungsfeier einen prächtigen Kranz mit Widmungsschleife gestiftet.

Herr Stadtsyndikus a. D., Städtältester Geheimer Regierungsrat Max Weise ist uns am 8. d. M. im 71. Lebensjahre nach langem Leiden in Groß-Lichterfelde entrissen worden. Der Entschlafene hat an den Feldzügen 1866 und 1870/71 als Offizier teilgenommen, bei Straßburg i. E. eine schwere Verwundung erlitten und das Eiserne Kreuz erhalten. Nach 24 Jahren unmittelbaren Staatsdienstes trat er am 1. April 1884 als Stadtrat in den Berliner Magistrat und vom 25. März 1892 bis zum 1. April hat er das verantwortungsreiche Amt als Stadtsyndikus in Ehren mit aufopferndem Fleiß geführt. Der Brandenburgia war er ein treues Mitglied und ein eifriges, bis ihn wiederholte Schlaganfälle an das Haus fesselten.

Ich bitte die Versammlung sich zur Ehrung unserer Entschlafenen von den Sitzen zu erheben. (Geschicht.)

XIV. U. E. M. Prof. Dr. H. Conwentz übersendet einen Sonderabdruck aus den Schriften der Naturf.-Ges. zu Danzig (No., XII Heft 4 S. 15–24) mit einem von ihm verfaßten Aufsatz: Abraham Lissauer, sein Leben und Wissen. Ich habe der großen Verdienste des im 77. Lebensjahre am 29. September 1908 zu Charlottenburg Entschlafenen, soweit speziell unsere Heimatkunde in Frage kommt, in unserer Sitzung vom 28. Oktober 1908, Monatsblatt 17, S. 527 gedacht und verweise darauf. Von seinen Schriften erwähne ich hier nur noch: Der Hausurnenfund von Seddin, Kreis Westpriegnitz. — Globus Bd. LXVI No. 9 1894. — Grabfund der römischen Zeit von Raben, Kreis Belzig. Z. f. Ethn. Bd. XXVIII. B. A. G. Jahrg. 1896 S. 408 flg. und Über die Bedeutung des Gräberfeldes von Wilhelmsau für die Kenntnis des Handelsverkehrs in der Völkerwanderungsperiode. Z. f. Ethn. Bd. XXXVII. Jahrg. 1903 S. 591 flg.

XV. U. M. Herr Dr. Friedrich Solger, Privatdozent der Geologie an hiesiger Universität hat sich verabschiedet, folgend einem Ruf der chinesischen Regierung als Professor an die neu zu begründende Universität

in Peking. Die besten Wünsche der Brandenburgia begleiten den Scheidenden, den wir, da seine Verpflichtung nur auf drei Jahre lautet, hoffentlich später wieder unter uns begrüßen werden.

C. Naturgeschichte und Technik.

XVI. Mitteilungen der Brandenburgischen Provinzialkommission für Naturdenkmalpflege. 19.9 Nr. 2/3. Ich mache namentlich auf die allgemeinen Schutzmaßnahmen S. 33—78, die zum großen Teil vollinhaltlich abgedruckt sind, so daß die Naturschutzfreunde sich dadurch leicht orientieren können, aufmerksam.

Sie finden darin u. a. einen Auszug aus dem Internat. Vogelschutzgesetz vom 30. Mai 1908. — Die K. Generalkommission hat in der Mehrzahl der von ihr begründeten Rentengutskolonien besondere Vogelschutzgehölze ausgewiesen. — S. 37 Karte des Plage-Fenns und -Sees, Oberförsterei Oderberg i/M. als Naturschutzgebiet ausgewiesen. — S. 43 wird der nützlichen Tätigkeit der Brandenburgia gedacht. — S. 63 Erlaß betreffend Förderung der Naturdenkmalpflege durch die Domänenverwaltung bei Verpachtungen vom 5. Mai 1908. — Eine Menge Verordnungen zum Schutz der Natur gegen Verunstaltungen in beiden Regierungsbezirken sind ebenfalls abgedruckt.

XVII. Der große Schneefall am Bußtag, dem 17. November 1909, der wegen seiner außergewöhnlich großen Niederschlagsmenge allenthalben noch in lebhaftester Erinnerung sein dürfte und dessen Folgen sich bis vor ganz kurzer Zeit hauptsächlich im Telegraphen- und Telephonverkehr immer noch unangenehm fühlbar machten, gelangte am 11. d. M. in der Deutschen Meteorologischen Gesellschaft zu einer wissenschaftlich-kritischen Würdigung, deren Ergebnis auch für die Allgemeinheit recht interessante Tatsachen ergab. Professor Kaßner vom Preußischen Meteorologischen Institut wies darauf hin, daß der Schneefall sich nicht auf Deutschland allein, sondern auch auf das Ausland, hauptsächlich aber auf Nord-Böhmen erstreckt habe. Die wissenschaftlichen Messungen ergaben eine Höhe der niedergegangenen Schneemengen von einem halben Meter, stellenweise sogar von einem Meter. Die Art seines Auftretens erinnert stark an den in Deutschland bisher überhaupt beobachteten größten Schneefall vom Jahre 1886, bei dem damals etwa 330 Eisenbahnzüge stecken blieben. Wenn auch diesmal eine so große Kalamität nach dieser Richtung hin nicht auftrat, so war dafür die Zerstörung durch Schneebruch in den Wäldern und die Vernichtung der Telephon- und Telegraphenleitungen im Reich desto größer. Über die Ursache der als unliebsame Folge des Schneefalls hervorgetretenen Zerstörungen stand man zunächst vor einem Rätsel. Weder in der nicht übermäßig niedrigen Temperatur noch in der Stärke des Windes noch in der Menge des gefallenen Schnees konnte man im einzelnen eine ausreichende Erklärung dafür finden. Die

von Professor Kaßner zusammengestellten Beobachtungen fast aller meteorologischen Stationen im Reich haben nun ergeben, daß Temperatur, Wind und Schneemenge in Gemeinschaft die großen Zerstörungen herbeigeführt haben. Der sehr feuchte Schnee gefror alsbald auf den Ästen der Bäume und auf den Telephonleitungen und bot so dem einsetzenden Winde eine größere Angriffsfläche dar. Durch das Zusammenwirken dieser drei Momente ist der ungeheure Schaden zu erklären, den der Schneefall überall angerichtet hat.

Hierzu bemerke ich, daß der ungeheure Schaden, den jene Katastrophe, insbesondere an den Kiefern hervorgerufen, wie ich mich persönlich im Grunewald, in der Jungfernheide und den Heiden zwischen Tegel und Oranienburg überzeugt habe, alle Vorstellung übersteigt. Noch jetzt liegen überall in unglaublicher Menge starke glattabgebrochene Kiefernäste herum, obwohl viel von diesem Wind-, Schnee- und Frostbruch bereits fortgeschafft ist. In meinem erfahrungsreichen Leben habe ich ein solches Phänomen niemals zuvor beobachtet.

XVIII. Über die verbesserte Schiffbarmachung der obern Spree macht uns u. M. Herr August Foerster referatweise folgende interessante Mitteilung,

Im Architektenverein zu Berlin hielt am 17. d. M. der Regierungs- und Baurat Papke aus Beeskow einen Vortrag über den Ausbau der oberen schiffbaren Spree und der Drahendorfer Spree. An der Hand von Karten besprach der Vortragende zunächst kurz die verschiedenen Teile der preußischen Spreestrecke und schilderte dann eingehender die obersten, nicht schiffbaren Teile, besonders im oberen und unteren Spreewalde, um den nachteiligen Einfluß dieser Gebiete auf den anschließenden schiffbaren Teil des Flusses zu zeigen. In den weiten Niederungen der Spreewälder verästelt sich der Fluß in zahlreiche flache und schmale Arme (Fließe), die sich am unteren Ende wieder vereinigen. Länge, Gefälle und Querschnitte der Fließe sind aber sehr verschieden, daher kommen die oben gleichzeitig eintretenden Wassermassen unten nicht gleichzeitig, sondern nacheinander an; die größte Verzögerung erfährt bei höheren Wasserständen der auf die Wiesen übertretende Teil des Wassers. Hochwasserwellen werden aus diesen Gründen in den Spreewäldern erniedrigt oder verlängert, ihre Höchstmenge wird kleiner, ihre Dauer größer. In gleichem Sinne beeinflussen die Zustände in den oberen schiffbaren Strecken den Abfluß des Wassers. Die Spree weist hier ungewöhnlich viele und starke Krümmungen auf, ist an manchen Stellen zu schmal und zu flach, an anderen wieder seeartig erweitert, fließt außerdem durch 5 zum Teil große Seen und hat im ganzen ein sehr geringes Gefälle. Diese Mängel bewirken im Verein mit dem langsamen Zufluß des Hochwassers aus dem Spreewalde, daß im Frühjahr die hohen Wasserstände, welche die Höhe der den Fluß begleitenden Wiesen überschreiten, zu lange anhalten und im Sommer leicht

Überschwemmungen eintreten. Die Schifffahrt wird durch die starken Krümmungen und in trockenen Zeiten durch ungenügende Fahrtiefen an den flachen Stellen beeinträchtigt. Zur Beseitigung dieser Übelstände kommen folgende Mittel zur Anwendung. Durch den Bau eines Kanals vom oberen Ende der schiffbaren Spree bei Leibsch bis zur Dahme bei Wendisch-Buchholz wird es ermöglicht, einen Teil des Wassers, bis zu 20 cbm in der Sekunde, nach der Dahme abzuleiten. Die zu starken Krümmungen der oberen schiffbaren und Drahendorfer Spree sollen durch zahlreiche Durchstiche umgangen, die zu engen Stellen verbreitert, die zu flachen vertieft und die abbrüchigen Ufer durch Deckwerke gesichert werden. Einer der Durchstiche wird auch den mehr als 120 km großen Schwieloch-See, durch den die Spree jetzt fließt, aus dem Flußlauf ausschalten. Es war anfangs beabsichtigt, den See durch einen Damm ganz vom Flußtal abzusperren, im Damme aber eine Schleuse zur Aufrechterhaltung der Schifffahrt und ein nach beiden Seiten kehrendes Wehr zur Regelung des Wasserstandes einzubauen. Dadurch wäre es möglich, den See in trockenen Zeiten als Speisebecken für die Spree zu verwenden. Wegen des im Verhältnis zu den Kosten geringen Nutzens kommt das Unternehmen jedoch nicht zur Ausführung. Die oben erwähnten Verbesserungen des Spreelaufs würden nicht nur, wie beabsichtigt, eine Senkung der höheren Wasserstände zur Folge haben, sondern auch eine solche der niedrigen. Dies wäre aber für die Wiesen wie für die Schifffahrt von Nachteil. Es werden deshalb, um bei geringer Wasserführung den erforderlichen Mindestbestand im Flusse halten zu können, an fünf Stellen neue Stauwerke (soweit nötig mit Schiffsschleusen) errichtet, zwei alte Stauwerke bei Cossenblatt aber umgebaut. Die geringste Fahrtiefe soll in Zukunft bis nach Goyatz am Schwieloch-See hinauf 1,60 m, oberhalb des Sees 1,10 m betragen.

Zum Schluß wurden vom Vortragenden einige Angaben über die Ausführung der Anlagen, mit denen im Juni 1907 begonnen ist, gemacht. Die Stauwerke, von denen Zeichnungen und Lichtbilder vorgeführt wurden, sind bis auf eines, das sich im Bau befindet, fertig, vom Flußlaufe sind etwa 25 km ausgebaut. Der ausgehobene Boden wird außer zur Regelung der Ufer vorzugsweise zur Aufhöhung sehr niedriger sumpfiger Wiesenflächen verwendet, um deren Erträge zu steigern. Die von den Durchstichen ausgeschalteten Krümmungen werden am oberen Ende durch einen Damm abgeschlossen, bleiben aber sonst zur Förderung der Fischerei meist offen; durch in die Dämme eingebaute Durchlässe findet die zum Gedeihen der Fische erforderliche ständige Erneuerung des Wassers statt. So wird bei der Durchführung des Unternehmens neben der Landwirtschaft und der Schifffahrt auch die Fischerei nach Möglichkeit berücksichtigt.

XIX. Die Berliner Polizeihunde erregen durch ihre ungewöhnlichen, geradezu staunenswerten Leistungen solch berechtigtes Aufsehen,

daß wir sie als einen wesentlichen Faktor unserer öffentlichen Sicherheitspflege anerkennen und würdigen müssen. Und nicht deshalb allein verdienen sie eine heimatkundliche Beachtung und Erwägung, sondern auch vom Standpunkt unserer heimatlichen Naturkunde, da die große Masse der intelligenten Vierfüßler aus Berlin und der Provinz Brandenburg stammt.

Die Ausbildung von Polizeihunden für den öffentlichen Sicherheitsdienst in und bei Berlin hat dazu geführt, daß bis jetzt 25 Hunde der uniformierten Schutzmannschaft zur Begleitung der Patrouillen, besonders in den öffentlichen Anlagen und in den Grenzbezirken zur Verfügung stehen. Seit der Verwendung von Diensthunden im Patrouillendienst haben die Raubanfälle und Sittlichkeitsattentate auf weibliche Personen in den öffentlichen Anlagen erheblich abgenommen. Schon bei dem Bekanntwerden der Tatsache, daß Polizeihunde irgendeinem Bezirke zugeteilt sind, zieht sich aus diesem das gemeingefährliche Gesindel zurück. Ebenso ist die Sicherheit in den noch wenig bebauten Grenzbezirken — vorzugsweise in den Laubenkolonien — besser geworden. Radfahrpatrouillen werden von den Hunden begleitet, und bei Razzien halten die Hund die aufgesuchten und gesammelten Personen durch Umkreisen eng zusammen, so daß oft ein einziger Schutzmann mehrere Personen zu gleicher Zeit zur Wache führen konnte. Auch Angriffe auf ihre Führer verhinderten die auf Nasenarbeit und Mannfestigkeit durchgebildeten Hunde durch energisches Vorgehen und Verteidigung ihres Herrn bis zur Selbstaufopferung.

Daß man den Hund in Folge dessen auch in Theatern und bei anderen Schaustellungen gerade jetzt mehr als sonst Interesse schenkt, darf nicht Wunder nehmen und erklärt zum Teil den Enthusiasmus der einem schauspielernden Hunde auf einer hiesigen Bühne zuteil wird. Und dieser Umstand ruft andererseits wieder einen geschichtlich interessanten Vorgang, ein folgenschweres Ereignis aus Goethes Leben ins Gedächtnis. Auf der Weimarer Hofbühne trat i. J. 1817 ein wohldressierter Pudel auf. Goethe hatte damals die Oberleitung des Theaters in Folge des beabsichtigten Auftretens des klugen Vierfüßlers niedergelegt. Schon vorher hatte er mit Ränken aller Art zu kämpfen gehabt, besonders, seit der Graf Edeling mit in die Intendanz einberufen war. Als nun auf Betreiben des letzteren und der Favoritin des Großherzogs, der zur Frau von Geygendorf ernannten Schauspielerin Jagemann, gegen Goethes Willen durchgesetzt wurde, daß der Schauspieler Karsten mit besagtem Pudel zur Aufführung des Melodramas „Der Hund des Aubry“ nach Weimar beordert wurde, da erklärte Goethe kategorisch, daß er mit einer Bühne, auf der ein Hund spiele, nichts mehr zu tun haben wolle. In Jena, wohin er grollend gereist war, empfing er vom Großherzog auf seinen Wunsch die offizielle Entlassung von der Intendanz. Goethe, der übrigens gleichzeitig auch für seinen Sohn, der ihm seit 1815 in den Intendanzgeschäften half, die

Dienst-Entbindung erwirkt hatte, kümmerte sich von da ab offiziell nicht mehr um die Angelegenheiten des Weimarer Theaters. So hat dieser schauspielernde Pudel eine recht bedeutsame Rolle gespielt und sich durch seine unfreiwillige Einmischung in des großen Olympiers Geschicke sogar ein Stückchen Unsterblichkeit errungen. Goethe war damals so verletzt darüber als der Großherzog das Hundeschauspiel duldete, daß er sagte: „Karl August hat mich nie verstanden!“

[Nachschrift. Von der unglaublichen Spürfeinheit eines gutausgebildeten Berliner Polizeihundes legt folgender Bericht im B. T. Bl. vom 11. März 1910 einen überraschenden Beweis ab. Heute nacht wurden im Flur und Treppenhaus des Hauses Cösliner Straße 12 die Treppenläufer und Decken von ruchloser Hand anscheinend aus Rache mit einem scharfen Instrument zerschnitten. Weiter war das Treppenhaus in nicht wiederzugebender Weise beschmutzt worden. Nach erstatteter Anzeige erschienen Polizeibeamte mit einem Polizeihund, der auf die Spur gesetzt wurde. Der Hund verfolgte die Spur, die ihn schnurstracks nach dem Hause Cösliner Straße 16 in den Laden eines Friseurs führte. Dort stellte er den Inhaber, suchte weiter im Laden umher und stöberte ein Rasiermesser auf, an dem noch ein kleiner Fetzen Linoleum hing, von derselben Art, wie das zerschnittene in dem Hause Cösliner Straße 12. Der Verdächtige wurde in Haft genommen. Das Motiv zur Tat dürfte darin zu suchen sein, daß der Friseur früher in dem Hause Cösliner Straße 12 wohnte und mit dem Hauswirt wegen einer Mietsrate in Differenzen geraten war. —

Solche und ähnliche überraschende Beispiele der Klugheit unserer heimatlichen Hunde ließen sich aus den Polizeiberichten der letzten drei Jahre noch viele anführen. Bei den inzwischen in den Ausstellungshallen am Zoologischen Garten stattgefundenen Hundeausstellungen habe ich alle mal die Abteile der Polizeihunde (deutsche Schäferhunde und Ayredale-Pintscher, braun mit schwarzen Rückendecken, stachelige Behaarung) von Schaaren neugieriger Bewunderer umringt gesehen. Unsere heimatlichen Ayredale-Pintscher eignen sich auch trefflich zur Aufspürung Verunglückter und verwundeter Krieger.]

XX. Bedeutung der Seefischerei für unsere Heimat. Mit Rücksicht hierauf, ferner auf den zu gewärtigenden wichtigen Vortrag des General-Sekretärs des Deutschen Seefischerei-Vereins Herrn Professor Dr. Henking und in meiner Eigenschaft als Vize-Präsident dieses gemeinnützig wirkenden großen Vereins lege ich Ihnen unser Organ „Mitteilungen des Deutschen Seefischerei-Vereins“ speziell die Dezember-Nr. von 1909 vor, unter Verweisung auf den Artikel: J. König und A. Splittgerber: Die Bedeutung der Fischerei für die Fleischversorgung im Deutschen Reich, ebenso, damit Sie sich von der Reichhaltigkeit des Stoffes in dieser Zeitschrift überzeugen, das Inhaltsverzeichnis des XXV. Bandes, Jahrgang 1909.

Desgl. die Januarnummer von diesem Jahr, wobei ich auf den Artikel über die Ergebnisse der deutschen Heringsfischerei aufmerksam mache, die in Bezug auf die Volksernährung stets wichtiger werden. Hauptkonsument ist natürlich Groß-Berlin.

In Verbindung mit dem Angeregten verweise ich auf die für unsere Hausfrauen recht wichtige Einrichtung von Fischkochkursen. Die Zeit ist gekommen, in der wieder eine Anzahl von Stadtverwaltungen, Frauenvereinen, sozialen Gesellschaften und sonstigen gemeinnützig wirkenden Körperschaften die Bevölkerung in der in den meisten Städten Deutschlands noch unbekanntem Mannigfaltigkeit in der Zubereitung von Seefischen unterweisen lassen. Es hat sich nämlich an den Plätzen, an denen derartige Versuche schon unternommen wurden, als eine wahre Wohltat erwiesen, die Hausfrauen durch Fischkochkurse erst erkennen zu lassen, welches billige und dank unbegrenzter Verwertungsmöglichkeit wertvolle Nahrungsmittel der Seefisch darstellt, sobald er richtig in die Hand genommen wird. In Cuxhaven sind durch das Entgegenkommen der dortigen staatlichen Fischereiinspektion Vorkehrungen getroffen, um die Einrichtung derartiger Kochkurse, an denen sich übrigens selbst in Mittelstädten Tausende von Frauen aller Kreise zu beteiligen pflegen, in bequemster Weise in die Wege zu leiten.

Am 18. Februar, wo die Brandenburgia das Lette-Haus besichtigt, bitte ich schon jetzt unsere Mitglieder, sehr gefälligst dem dort erteilten uns praktisch vorzuführenden Seefisch-Kochunterricht eine besondere Aufmerksamkeit zu widmen.

XXI. Mitteilungen der Berliner Elektrizitäts-Werke. Jahrgang 5, Januar bis Dezember 1909. Die Herausgeber haben die große Güte gehabt, mir ein gebundenes Exemplar dieser ebenso interessanten wie gemeinnützigen Zeitschrift mit zahlreichen prachtvollen Illustrationen zur Verfügung zu stellen. Sie wollen sich von der Reichhaltigkeit des Bandes überzeugen, für dessen Gewährung ich verbindlichst danke.

D. Kulturgeschichtliches.

XXII. Aus dem Märkischen Museum. In der Direktionssitzung, an welcher ich heut Vormittag teilgenommen habe, ist ein bemerkenswerter Beschluß gefaßt, der, anknüpfend an bereits früher getroffene Maßnahmen letzten Endes darauf hinausläuft, den kommenden Generationen ein möglichst vollständiges Archiv zur Bau- und Zeitgeschichte von Berlin zur Verfügung zu stellen. Bereits im Jahre 1886 wurde mit der Arbeit in dieser Richtung systematisch begonnen. Es fand damals im Rathause eine Ausstellung von Ansichten aus dem alten Berlin statt, an welcher sich außer dem Museum der Verein für die Geschichte Berlins, die städtische Bibliothek und eine Reihe von Privatpersonen beteiligten. Das Ergebnis der sehr belehrenden Ausstellung war, daß die städtischen Be-

hörden zur systematischen photographischen Aufnahme älterer Bauwerke und Straßenansichten eine Reihe von Jahren hindurch namhafte Mittel zur Verfügung stellten, welche das Museum in die Lage versetzten, sich nach und nach eine sehr stattliche Sammlung von Ansichten unserer Stadt aus dem 18. und 19. Jahrhundert zu beschaffen.

Andere für den Augenblick wichtigere neue Aufgaben haben zeitweise dieses Unternehmen in den Hintergrund gedrängt. Um aber bei der stetig fortschreitenden Erneuerung von Berlin auch in seinen älteren Teilen, welche bekanntlich vielfach weder Neigung noch auch die Möglichkeit hat vor baulichen Leistungen und Erinnerungen halt zu machen, solche vor dem gänzlichen Untergang zu bewahren und sie zur Freude wie zur Belehrung einer künftigen Generation in möglichst getreuer Wiedergabe festzuhalten, ist nunmehr beschlossen worden, jene Tätigkeit wieder energisch aufzunehmen und systematisch im Bilde alles was unter obigen Gesichtspunkten erhaltenswert erscheint, photographisch, sowie wo nötig auch mittels besonderer technischer Aufmessungen zu sammeln. Es versteht sich von selbst, daß dieses bildliche Material nicht nur auf Häuser und Architekturen im engeren Sinne beschränkt wird, sondern auch auf Straßen und über das Weichbild der Stadt hinaus schreitend Landschaftsansichten umfassen wird. Sehr dankenswert und erwünscht wäre es, wenn auch das Publikum in dieser Richtung hin mitwirken würde, indem es dem Museum von dem bevorstehenden Abbruch von Baulichkeiten irgend welcher Art Kenntnis gibt oder zu gelegener Zeit anderweit auf Gewinnung geeigneten bildlichen Materials aufmerksam macht. Gleichzeitig mit obigem wurde ferner beschlossen auf die tagesgeschichtlichen Vorgänge in derselben systematischen Weise fortan bildlich für die Zukunft festzuhalten. Es ist freilich schon bisher durch Sammlung von Tageszeitungen, illustrierten Zeitschriften und anderen bildlichen Darstellungen vieles in dieser Richtung geschehen. Es liegt aber auf der Hand, daß ein systematisches Vorgehen unter Verwendung dafür bereit gestellter Mittel auf diesem Gebiete ohne nennenswerte Kosten ein noch ganz anders geartetes Material liefern muß, welches einer künftigen Geschichtsschreibung außerordentlich wertvolle Unterweisungs- und Aufklärungsmittel zu liefern geeignet sein wird. Um die Durchführung der beiden Pläne zu leiten und zu überwachen sind zwei kleinere Kommissionen gebildet worden, welche ihre Arbeit schon sofort begonnen haben. Hoffentlich ist das Museum bald in der Lage, von Ergebnissen zu berichten.

Zum Schlusse der Sitzung konnte noch eine andere allgemeine und wissenschaftlich interessante Mitteilung gemacht werden. Beim Bau des neuen Irrenhauses auf dem Gelände des städtischen Gutes in Buch wurde neulich eine altgermanische Wohnstätte aufgedeckt, bei deren durch Museumsbeamte vorgenommener Untersuchung es u. a. gelang, an den vermoderten Spuren von in die Erde eingegrabenen Pfählen den regelrechten

Grundriß der Hütte von 6 m Länge und 3 m Breite festzustellen. Der deutlich erkennbare steinerne Herd mit Brandresten macht die Kennzeichnung der Wohnstätte als eine altgermanische zweifelsfrei. Es ist dies, nachdem vor kurzem in der Nähe von Potsdam die überhaupt erste derartige Hütte aufgedeckt worden ist, der zweite Fund dieser Art, und die weitgehende Übereinstimmung des an beiden Stellen gefundenen ist wissenschaftlich unter diesen Umständen von nicht geringer Bedeutung. Die Untersuchung wird durch u. M. Herrn Dr. Kiekebusch fortgesetzt.

XXIII. Anfänge des öffentlichen Fuhrwerkes in Berlin. Die nachfolgende Mitteilung verdanken wir der Güte des Herrn Rektor O. Monke, unsers heimatkundlich unermüdlich tätigen Mitgliedes. Das Original des Reglements lasse ich zirkulieren.

Herr Monke schreibt: Herr Redakteur Rudolf Schmidt aus Eberswalde übersendet das am 16. Januar 1740 von Friedrich Wilhelm I. und seinem Minister von Happe unterzeichnete „Reglement Für die privilegierte Mieths-Fuhr-Leuthe in Berlin So die Fiacres halten“ ein, die Geburtsurkunde der Berliner Droschke. Die Verordnung umfaßt 23 Abschnitte u. verlangt, daß die Fuhrleute, welche „Fiacres“ halten wollen, sich bei dem vom Könige ernannten Direkteur anmelden. Jeder Fuhrmann soll einen Ersatzwagen haben und 3—4 Pferde halten. Die Fiaker sind zu numerieren; zunächst sollen nur 15—16 beschafft werden, die der König „voritzo“ selbst verfertigen lassen will; kämen jedoch neue hinzu, so sollten die Interessenten solche aus eigenen Mitteln bauen lassen. Die Halteplätze werden genannt: der Platz „am Dohm“ (4 Fiaker), beim Gouverneurhause (3), beim Markgräflichen Palast auf der Neustadt (2), bei der Pyramide auf der Potsdamschen Straße in der Friedrichsstadt (2), auf dem Wilhelmsplatz (2) und beim Collegen-Hause (2). Dort sollen die Fiaker von früh 6 Uhr im Sommer (oder 7 Uhr im Winter) bis 10 Uhr abends halten. Nach der Taxe kostet eine Fahrt innerhalb der Wälle und Ringmauern 4 Groschen, nach den Städten außerhalb des Walles 5 Gr., eine Fahrt in einer Vorstadt 4 Gr., von einer zur anderen 5 Gr. für 1—4 Personen. Doch kostet die Fracht für einen Koffer ebensoviel wie die für eine Person. Fordert der „Gutscher“ mehr, als ihm zukommt, so hat er für je einen Groschen $\frac{1}{2}$ Taler Strafe zu erlegen; erscheint er nicht rechtzeitig auf dem Halteplatz, so zahlt er 1 Taler Strafe. Ebensoviel beträgt die Buße, wenn er eine Fahrt außer der Reihe annimmt; dann hat er auch gleichzeitig dem geschädigten Vordermann den entgangenen Verdienst zu ersetzen. Privatfuhrleute dürfen nur Fahren außerhalb annehmen, wenn sie nicht um 5 Taler gebüßt werden wollen. Ein reitender Kommissar übt die Kontrolle aus. Sein Gehalt wird jährlich auf 150 Taler festgesetzt. Den Gastwirten wird die Berechtigung zugestanden, wie früher Mietswagen halten zu dürfen.

XXIV. Aus Spandau erhalten wir folgenden Beitrag. Spandauer Friedhöfe.

Der zweite ortsgeschichtliche Vortrag, den Herr Oberpfarrer Recke am 7. XII. 1909 im Gemeindesaal der Nikolaikirche, Heinrichplatz 8, vor einer zahlreichen Zuhörerschaft hielt, handelte von Spandauer Friedhöfen, Geschichtliches und Erweckliches aus alter und neuer Zeit. — Einer der ältesten Friedhöfe ist der „Judenkiewer“ der „zwischen Stadt und Hochgericht“ gelegen war; viele seiner Leichensteine wurden später, nach 1560, der Zitadelle eingebaut. Der heutige, gesonderte Friedhof der jüdischen Gemeinde liegt bekanntlich inmitten militärfiskalischen Terrains an der Neuen Bergstraße —, ein stiller friedlicher Schmuckplatz, umrauscht und doch nicht berührt von dem Strom des Verkehrs. — An zweiter Stelle nannte der Vortrag den alten katholischen Friedhof auf dem Gewehrplan. An seine längst entschwundene Stätte erinnert noch das in den Anlagen der Gewehrfabrik gelegene — übrigens mehrfach verlegte — Grab und Grabkreuz des frommen und treuen Dominikaners Pater Josephus Groß, der von 1775 bis 1825 der katholischen Gemeinde in Spandau als Pfarrer vorstand. Später begruben die Katholiken ihre Toten auf dem gemeinsamen Begräbnisplatz vor dem Potsdamer Tor, dann, seit 1837, auf dem Friedhof der Garnison- und St. Johannis-Gemeinde an der Neuendorfer Straße; seit den letzten zwanzig Jahren steht ihnen der städtische Friedhof für alle an der Pionierstraße offen. — Ein dritter aus der Zahl der alten Spandauer Friedhöfe ist der Stresow-Friedhof, einst der „Kirchhof“ der St. Gertrauden-Kapelle, später den „Stresowern“ zur Benutzung überlassen. Der Kirchhof steht im Eigentum der St. Nikolai-Kirche, die das Gehege zu erhalten hat. Der kleine Friedhof, jetzt etwa 900 Quadratmeter groß, ist seit 1879 geschlossen. Seine efeumrankten Gräberreihen liegen unmittelbar zur Seite der oben vorüberbrausenden Eisenbahn —, der Zug des Todes neben dem Zug des Lebens! — Vor dem Potsdamer (Kloster-) Tor lag der „Heilige Geist-Kirchhof“, zur Kapelle des Heiligen Geist-Hospitals gehörig, nicht fern davon der Friedhof des St. Jürgen-Hospitals, das die Aussätzigen beherbergte, ihm gegenüber der Kirchhof des Nonnenklosters St. Marien. Stätten, die sämtlich seit vielen Jahrhunderten dahingeschwunden sind. Nur ein Friedhof aus alter Zeit, in der ehemaligen Klosterfreiheit, ist geblieben: der alte Begräbnisplatz „hinter den Scheunen“, d. i. neben dem Klosterhof, jetzt eine wüste Stätte mit einigen wenigen Grabstein-Resten, einst der vielbenutzte Gottesacker der Garnison-, der St. Johannis- und der Strafanstaltsgemeinde. „Der Friedhof vor dem Klostertor“ lag früher der Stadt näher gerückt „auf den Anger“ (am „Schützenplatz“), seit 1794 hält er in Größe von etwa 3 Morgen seine gegenwärtige Stelle inne; er wurde 1830/31 geschlossen, so zwar, daß für die Beerdigungen der Sträflinge des viegescholtenen Spandauer Zucht- und Arbeitshauses ein besonderer „Tractus“ bis 1852 offenblieb. Für sie wurde dann eine anstoßende

Fläche von 1 Morgen Größe (jetzt Schultze'sche Baumschule) als „Anstaltskirchhof“ angekauft, welche bis zur Auflösung des hiesigen Zuchthauses (1872) in Gebrauch blieb. Über Eigentum, Einfriedigung und Verwaltung ist viel gestritten worden, jetzt gehört das alte, recht wertvolle Friedhofsgelände dem Militärfiskus. — Der Kommunal-Friedhof an der Gatower Straße verdankt sein Entstehen der neueren Zeit (1868); er zählt gegen 1000 Grabstellen; neben den Insassen, Erwachsenen und Kindern der Wilhelmstadt, haben auf ihm zumeist wegmüde Wanderer, Selbstmörder, Verunglückte, Unbekannte und Ungenannte, Armenhäuslinge ihre Ruhestatt gefunden: Heimat für Heimatlose! Es waren ergreifende Bilder, welche der Vortragende, wie zuvor aus dem vorliegenden Sterberegister des Zuchthauses, so hier aus dem Begräbnisregister des Kommunal-Friedhofs am Gatower Wege entrollen konnte! Die letzte Beerdigung an dieser Stelle fand am 15. November 1905 statt. — In der inneren Stadt (Altstadt) sind 3 Friedhöfe („Kirchhöfe“ im eigentlichen Sinne des Wortes, nach altchristlicher Tradition die Toten und die Lebenden vereinigend) zu nennen: die Kirchhöfe von St. Moritz, von St. Nikolai und von St. Johannis. Der Kirchhof von St. Moritz, jetzt Kasernen- bzw. Schulhof, wurde früher, von 1461 bis 1756, viel benutzt; er hatte seinen besonderen Totengräber. In seiner Kirche (an der Jüdenstraße) ruhten die Gebeine des Bauschreibers Joachim Steinhäuser, des Obristen Jakob von Grell, des Kommandanten von Strachwitz u. a. Im Außen-Kirchhof waren die Leichensteine der Ringk'schen Eheleute errichtet, deren Grabschriften der Vortragende nach der Kirchenchronik im einzelnen wiedergab. — Der St. Johannis-Kirchhof um die alte, nun abgebrochene „reformierte Kirche“ her, stand bis 1794 und später im Gebrauch. Der im Gewölbe der Kirche beigesetzte Sarkophag der Frau Christiane Sophie Haackin, einer vornehmen Kaufmannsfrau zu Spandau, befindet sich seit 1903 unterhalb der Turmhalle von St. Nikolai, der Grabstein mit Inschrift in dieser Kirche selbst. — Besonders reich an Gräbern in und um die Kirche ist die Stadt- und Hauptkirche von St. Nikolai. Die Chronik zählt die wichtigern Denkmäler und Gedenksteine, die zum Teil noch erhalten sind, im einzelnen auf: Wir hören von den Gebrüdern von Roebel, von den Lynars, von den Ribbecks, vom Grafen Schwarzenberg, von der Familie von Below, von Quast, von Tettau, von den Bürgermeistern Neumeister und Dilschmann, von den Pfarrherren von der Linde und Lamprecht, von der schönen Amtmännin Ferrari, von der 26 jährigen Elisabeth Retzlow und ihren kleinen Kindern Elisabeth und Andreas, deren rührendes Denkmal noch heute die Kirche an der südlichen Altarseite schmückt. Der „Pfarrkirchhof“ von St. Nikolai war, soweit die Urkunden und Register nachweisen (letztere geben oft überaus interessante Daten aus dem Leben der Verstorbenen), von 1431 bis 1750 in Gebrauch. Dann fiel die Kirchhofsmauer von „Hermanns bis Fischers“ (an der Potsdamer Straße), der Joachims- und Heinrichsplatz

(noch heute im Eigentum der Nikolaikirche befindlich) erstanden. — Die großen Friedhöfe in der „Oranienburger Vorstadt“, vor dem „Heidetor“, sind verhältnismäßig neueren Ursprungs. Der Nikolai-Friedhof ein Gebiet von etwa 18 Morgen umschließend, das ursprünglich zur alten Kirchenmeierei („Ackergarten“) gehörte, wurde 1752 eröffnet und 1886 geschlossen. Auf dem Platze des ehemaligen Totengräberhauses mit der Leichenhalle steht jetzt das Pfarrhaus der Lutherkirche. Der angrenzende „Mauerkirchhof“ trägt noch heute auf einem der alten Torpfeiler (der Müllerstraße gegenüber) die Jahreszahl 1773. An seiner Nordwand ragen die vier noch erhaltenen Erbbegräbnisse (Grabhäuser) auf; dazwischen findet man, in die Mauer eingesenkt, das eigenartige Denkmal der Frau „Regimentscher“ Laube (1785), der Mutter von sieben unmittelbar nach der Geburt verstorbenen Kindlein: sieben liebliche Engelsköpfe umrahmen, fast wunderbar im Stein erhalten, den Namen der frühvollendeten Mutter. Im übrigen ist ja der alte (einst der „neue“) Nikolai-Friedhof mit seinen Grabstätten und Denkmälern, mit seiner Kapelle (jetzt im Gebrauch der Evangelisch-lutherischen Gemeinde und des ostpreußischen Gebetvereins), mit seinem uralten Baumbestand von Linde und Ahorn, mit seinen schattigen Gängen und Plätzen der Mitwelt hinreichend bekannt und ihrer vielen ins Herz gegraben. Das schöne Kriegerdenkmal vor der Friedhofskapelle ehrt die in den letzten Kriegen gefallenen Söhne Spandaus (1864 nennt 1, 1866 2, 1870/71 25 Namen); der Gedenkspruch ist Offenbarung Johannes 2, Vers 10: „Sei getreu bis an den Tod, so will ich Dir die Krone des Lebens geben.“ — Der anstoßende bis zur Neuendorfer Straße reichende gemeinsame Friedhof der Garnison- und St. Johannis-Gemeinde ist 1830/31 errichtet. Das Grundstück von etwa sechs Morgen Größe wurde von St. Nikolai für 300 Taler gekauft. Der Friedhof hat keine Erbbegräbnisse (Grabkammern), wohl aber viele Legate zur Pflege der Gräber in Reihen und auf eximierter Stelle. Unfern des „neuen“ Totengräber- (Inspektor-) Hauses haben die hier in der Gefangenschaft verstorbenen französischen Krieger von 1870/71 ihr schlichtes Denkmal gefunden. Ein weißes Kreuz mit der Inschrift „in cruce salus“ („im Kreuz das Heil“) überragt den Denkstein. Der Friedhof, der jetzt im anteiligen Besitz der Nikolai-Kirche steht, wurde 1892 geschlossen. — Verschwundene, geschlossene, zum Teil vergessene Kirchhöfe in reicher Zahl! Ein Friedhof sammelt gegenwärtig alle Toten Spandaus ohne Unterschied: der städtische Friedhof an der Pionierstraße (man meide doch endlich die unschöne und unrichtige Bezeichnung „in den Kisseln“!). Der Friedhof, am 17. November 1886 eröffnet, umfaßt zurzeit 44 Morgen. Auf ihm ruhen in Erbbegräbnissen und Mausoleen, in umgitterten Grabstätten, in Reihengräbern über 27 000 Tote, darunter über 17 000 Kinder. In einem Nebenraum der unlängst erweiterten Kapelle mit ihrem Glockenturm befinden sich drei Aschenurnen, während eine Urne der Erde übergeben wurde. Der städtische Friedhof ist kein Friedhof

(eigentlich „Freithof“ = gefreiter, eingefriedigter Raum) wie der schöne Münchener Waldfriedhof, oder der noch schönere Ohlsdorfer Friedhof bei Hamburg, dazu würde das ganze Waldgebiet am Radeland entlang bis zur Falkenhagener Grenze, dem alten Stariz-Walde, kaum ausreichen, immerhin ein Friedhof in schöner, stiller Waldeinsamkeit, wohlgepflegt und vortrefflich verwaltet. Was fehlt ist: mehr Meidung des Schablonenhaften, des Glänzend-Auffälligen (keine Photographien, keine Engelsgestalten, keine Perlenkränze, keine schimmernden Steine auf den Grabhügeln oder Grabesplatten!); mehr Ernst, weniger Sentimentalität, mehr Wahrheit, mehr Charakteristisches in den Grabinschriften und -sprüchen! Die gute moderne Grabsteinkunst, wie sie unlängst das Königliche Kunstgewerbemuseum in Berlin zur Schau stellte, ist auf dem großen städtischen (also nicht „konfessionellen“) Friedhof nur ganz vereinzelt vertreten. Möge sie in reicher Ausprägung bei ihm Einkehr halten — eine wahrhaft pietätvolle Ehrung der Toten, ein sinniger, erwecklicher Genuß für die Lebenden, die am Totensonntag, am Karfreitag, am Fest Allerseelen, oder sonstwie zu den Gräbern ihrer Toten wallen!

XXV. Über den Spandauer Kronprätendenten Naundorff. — In seinem dritten (letzten) ortsgeschichtlichen Vortrag am 14. Dezember 1909 gab Herr Oberpfarrer Recke einige interessante, mehr personelle Einzelheiten aus seiner ortsgeschichtlichen Studienmappe. — Zunächst wurde die Nauendorff-Frage berührt. Das vorjährige Referat über den Spandauer Uhrmacher, der gern König von Frankreich werden wollte, hat in der Presse vielfach Berücksichtigung gefunden; ein besonderer Abdruck erfolgte in der „Brandenburgia“, Juni 1909. Die sich anschließende Korrespondenz mit Herrn Geheimrat Friedel in Berlin, mit Herrn Professor Dr. Tschirch in Brandenburg, mit einer treuen Verehrerin „Ludwig XVII.“ und seiner Familie in Crossen war wohl geeignet, dem geschichtlichen Material wertvolle Ergänzungen zuzuführen. Persönliche Besprechungen mit dem unentwegten Verteidiger Nauendorffs, dem deutsch-französischen Schriftsteller Otto Friedrichs, mit Professor Ernst Bardey, dem ersten Erforscher Dr. der Preußischen Staatsarchive, traten hinzu. Vor allem aber interessierte doch der Briefwechsel des Vortragenden mit dem französischen curé de Coullons, Berton, der unter dem Pseudonym „Osmond“ in der Zeitschrift „La Légitimité“ voll und ganz für „Louis XVII.“ eintritt. Die vorliegenden Oktober- und November-Nummern des französischen Monatsblattes befassen sich eingehend mit der Spandauer Zeit Nauendorffs noch mehr: sie bringen den „acte de mariage de Spandau“, d. i. den Auszug aus dem Spandauer Kirchenbuch von St. Nicolai betreffend die Trauung des Spandauer Uhrmachers Carl Wilhelm Nauendorff mit Jungfrau Johanne Friederike Ei(u)nert am 19. November 1818 in photographischer Reproduktion. Das gesamte, durch viele andere Auszüge aus deutschen und französischen Quellen ergänzte Material kann den Geschichtsforscher nur

darin bestärken, daß Nauendorff allmählich, unter der Not des Lebens und unter vielfachen Widersprüchen in seinem Wollen und Wünschen, phantastisch und frivol zugleich, nach der Königskrone der Bourbonen gegriffen habe. Freilich, die letzte wirkliche Lösung des Rätsels liegt nicht in Deutschland sondern in Frankreich. —

XXVI. Über die St. Nikolai-Kirche in Spandau. An zweiter Stelle des Vortrages standen „Beiträge zur Geschichte der Kanzel von St. Nikolai“, jener originellen Kanzel im Barockgeschmack, unten mit 3 mächtigen Löwentatzen, in der Mitte mit Akanthusblättern geziert, oben, unter dem Schalldeckel, von 3 preußischen Adlern umgeben, das Ganze von einer Engelsfigur getragen. Die Kanzel stammt aus der ehemaligen Johannis-Kirche; sie wurde bei der Renovierung der Nikolai-Kirche (1902-03) nach dort übernommen und von dem bauleitenden Professor Stiehl in wundervoller Feinheit mit dem vorhandenen Lynarschen Altar von 1582 und dem bronzenen Taufstein von 1398 zu einem einheitlichen künstlerischen Ganzen verbunden. Die Kanzel stammt wie der Vortragende im Briefwechsel mit Herrn Professor Laske aktenmäßig feststellen konnte, aus der ehemaligen Kapelle des Stadtschlusses zu Potsdam, nicht aus der dortigen (älteren) Garnisonkirche. Der Soldatenkönig Friedrich Wilhelm I., der oftmals selbst auf dieser Kanzel seinen „langen Kerls“ gepredigt haben mochte, schenkte sie 1714 der armen reformierten (St. Johannis-) Kirche in Spandau. Dort blieb sie über 36 Jahre ungebraucht liegen. Im Jahre 1751 wurde sie dem massiven Neubau einverleibt. Die ziemlich kostspielige Vergoldung bezahlte die „sonderliche Wohltäterin“ der Kirche, Frau Christiane Sophie Haacke. Die ursprüngliche Kanzel gehört der Vor-Schlüterschen Zeit der Spätrenaissance an. Der Künstler (Holzbildhauer) ist unbekannt. Der einschlägliche Artikel Professor Laskes, mit vielen schönen Abbildungen verziert, im Hohenzollern-Jahrbuch 1908 erschienen, lag zur Ansicht aus. —

XXVII. Der Pumpernickel: — Name — Herstellung — Vertrieb. Herr Schulrat Dr. August Grabow, unser geschätztes Mitglied, hat die große Güte gehabt, mir einen Sonderabdruck aus dem Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung Jahrg. 1909. XXXV. S. 48—55, mitzuteilen, der einfach mit dem Wort „Pumpernickel“ überschrieben ist. Mehr bedarf es in der Tat nicht um uns anzureizen. Wir essen das schwere westfälische Roggenbrot wohl fast alle sehr gern und wir möchten auch gern etwas Erklärendes über den sonderbaren Namen dieses primitiven Gebäcks hören.

Grabow widerspricht der bekannten Deutung Bon-pour Nickel, wobei Nickel ein kleines schlechtes Pferd bedeutet. An einer andern Stelle bringt er das Wort Bompur-Nickel mit Pumper, dumpfes Geräusch, pumpern, pumpsen (lat. bombisare) und Nickel = grober schlagsüchtiger Niclas zu-

sammen.*) Man hat P. auch von bonum paniculum ableiten wollen, gutes Brötchen, das man Kranken aus Barmherzigkeit gab. Dann müßte es bonus paniculus heißen, auch wird man das recht schwere Roggenbrot schwerlich Kranken als Labsal reichen.

I W. Knithan in Dortmund leitet im Jahre 1825 P. von paniculus (Brötchen) ab, obwohl man einen 36 Pfund schweren Laib kaum ein Brötchen nennen darf. K. leitet schließlich das Wort mit vieler Künstelei aus dem vorhomerischen Griechisch ab.

Nach einer andern Erklärung ist P. zuerst so in der Stadt Osnabrück genannt worden. Dort habe bei einer Hungersnot um 1400 der Magistrat für die dortigen Armen Brot backen lassen, bona panicula genannt, daraus sei das Wort P. entstanden. Der Turm, in dem das Brot gebacken wurde, in der Nähe der Hafermühle oder Pernickelmühle, heißt noch heut der Pernickelturm. Leider wird nicht gesagt, wie der Turm zu dem seltsamen Namen gekommen: hat man ihn nach dem Brot benannt oder heißt er nach seinem Erbauer?

Im Tirolischen Idioticon von Schöpf wird eine plumpe, dicke Person auch ein dickes Kind, ein pumpernigk'l genannt, desgl. in Schmellers bayrischem Wörterbuch.

Wie die Porta nigra in Triedr, meint Grabow, könne auch der Osnabrückerturm, nach etwas ganz schwarzem benannt sein d. h. nach dem ganz schwarzen dort gebackenen Brot. S. 51: „Und es war Brot, lat. panis, abgekürzt pan; wie z. B. in Marcipan, frz. massepain, ital. marzapane; mit demselben Worte zusammenhängend panado, die Brotsuppe, panieren = mit geriebenem Brot bestreuen usw. So kann also das ganz schwarze Brot von gelehrten Leuten panis perniger, abgekürzt pan. perniger genannt und so in die Bücher und Verzeichnisse eingetragen worden sein. Aus dem pan. perniger der Gebildeten konnte im Volksmunde ein pan. pernickel, dann durch einen Scherz ein Pumpernickel werden, gradeso wie aus Babenberg — Bamberg, aus aneboz — Amboss, aus Tannenbach — Tambach, aus Hindbeere — Himbeere, aus entbor — empor, aus Wintbra — Wimper, aus Jan primus — Gambrinus**) geworden ist“.

Das Wort P. sei, wie auch Adelung betone, nicht besonderes Allgemeingut der westfälischen Sprache, sondern es sei in diese erst hineingetragen worden, wahrscheinlich aus Süddeutschland, wie die frühen und vielfachen Erwähnungen und die nachweisbare Fortbildung des g zu gg, gk und ck es vermuten lassen. Der letztere Grund ist für Grabow auch zugleich ausschlaggebend für den Beweis, daß die beiden letzten Silben „nickel“ weder von Nicolaus noch von dem weit hergeholtengl. nag,

*) Späterer Zusatz: Die größte Glocke im Wiener Stefansdom heißt die Pumper, weil sie mit dumpfem Geräusch gewaltig schwingt (pumpert), so daß sie, aus Furcht, das Mauerwerk möge Risse bekommen, nur äußerst selten geläutet wird. E. Friedel.

**) Aus Hagebutte — Hambutte. E. Friedel.

das ein elendes kleines Pferd bedeutet, abgeleitet werden können, denn zu Nikolaus habe es in Süddeutschland niemals eine Nebenform mit g, etwa Nig'l, gegeben, und wie nag sich zu nigg'l, nigkl, Nickel entwickeln könnte, sei schwer einzusehen.

Die Brüder Grimm in ihrem Wörterbuch meinen daß das Wort P. ursprünglich einen lebhaftigen, lustigen oder polternden, pumpernden Kobold bezeichnet zu haben scheint, woraus sich die übrigen Bedeutungen leicht entwickeln konnten.

Der Vorsitzende Friedel ist der Meinung, daß eine befriedigende Erklärung des Wortes Pumpernickel noch nicht gefunden sei. Teilt man das Wort mit den Grimms in Hälften Pumper- und Nickel, dann kommt man auf den Poltergeist. Nick, Nickel ist in allen germanischen Sprachen ein böser, neckender Geist. Bei den skandinavischen Bergleuten ist die Bezeichnung des früher wertlosen, ja störenden Nickelmetalls beim Kupferbergbau von einem Unhold „Nickel“ abzuleiten, ähnlich wie der Name des Metalls Kobalt von einem ähnlichen bösen Geist „Kobold“ hergeleitet wird. Auch im Englischen bedeutet Nick einen übeln Geist, Old Nick, geradezu den Teufel. Beiläufig wäre im Englischen Pumpernickel the brown Westphalia rye-bread mit „brown George“ wiedergegeben. Schwedisch: pumpernickel, Dänisch und Norwegisch: pumpernickel, Französisch: le pompernickel, Italienisch: il pan bigio della Vestfalia, pane inferigno, d. i. Kleienbrot.

Merkwürdig ist es, daß bei unseren germanischen Vettern in England und auch in Amerika das deutsche Schwarzbrot, insonderheit der Pumpernickel das Äußerste eines schrecklichen Nahrungsmittels bedeutet: Schwarze Wichse? Ja! Schwarze Tinte? Gewiß! Aber schwarzes Brot? Brr!! Es ist für uns geradezu grotesk und vom Standpunkt der Volks- und Heimatkunde überraschend, daß unser deutsches Schwarzbrot, insbesondere der Pumpernickel als Wahlgeschrei bei den allerneuesten politischen Kämpfen in England gedient hat. Vielfach hat man deutsches Schwarzbrot als Abschreckungsmittel herumgefahren, ja kleine Kinder von 4 Jahren haben es von ihren Babywagen aus den englischen Wählern gezeigt, um sie einzuschüchtern, daß sie solch gräßliches deutsches Schwarzbrot als Volksnahrung bekommen würden. Der bekannte Schriftsteller C. v. Zedlitz schreibt darüber aus London am 10. d. M.: „Heute nachmittag um 3 Uhr wird König Eduard im Buckingham Palace die Proklamation unterzeichnen, durch die das zweite Parlament seiner Regierung aufgelöst wird. Dann beginnt sofort die Aushändigung der Dokumente (Writs), durch die die Neuwahlen von 670 Mitgliedern des Unterhauses angeordnet werden. Die Wahlkampagne ist so gut wie beendet, und alles atmet erleichtert auf. Endlich kann sich England wieder mit sich selbst beschäftigen. Denn in den letzten vier Wochen hat es gar zu viel mit Deutschland zu schaffen gehabt: deutsche Dreadnoughts, deutsche Baumwolle, deutscher Schutzzoll, deutsche Löhne, deutsche Lebensweise, das alles hat die Kandidaten beider Parteien für

das britische Unterhaus aufs emsigste beschäftigt, und es hat sich dabei herausgestellt, daß man über alle diese Dinge in England viel mehr weiß als in Deutschland selbst. Jedenfalls wurden da Dinge erzählt, von denen man bisher keine Ahnung gehabt. Nun hat zum Schluß auch noch, wie vorher die deutschen Dreadnoughts, das deutsche Schwarzbrot seine Balfours und Blatchfords gefunden. Es ist ein heißer Kampf darüber entbrannt, was eigentlich Schwarzbrot sei und ob es besser schmecke als das britische Weißbrot oder nicht. Die Liberalen haben den englischen Arbeitern eine heillose Angst eingejagt mit der Drohung, daß, wenn sie für die schutzzöllnerischen Konservativen stimmten, es in Zukunft nur noch deutsches Schwarzbrot für sie geben werde. Aber die „Lords“, wie man sich gewöhnt hat, die konservativen Kandidaten kurzweg zu nennen, haben dem englischen Wähler versichert, daß er sich darüber nur freuen könne. Denn das deutsche Schwarzbrot sei eine Delikatesse, die in London leider bisher nur im „Gambrinus“ zu haben sei. Darauf hat am Sonnabeud Minister Lloyd George in einer fulminanten Rede geantwortet: „Ich will Ihnen einen Rat geben: Lassen Sie uns die Lords drei Monate lang mit deutschem Schwarzbrot füttern, und sie werden rufen: „Um Gottes willen, laßt uns das Budget annehmen!““ Heute morgen lassen sich konservative Zeitungen spaltenlange Artikel aus Berlin telegraphieren, in denen endlich die Ehre das guten deutschen Schwarbrotes doch gerettet wird. Da werden vier Arten von Brot unterschieden: der Knüppel, die Schrippe, das Schwarzbrot und der Pumpernickel, und so appetitlich sind Zubereitung und Aussehen beschrieben, daß dem englischen Leser ordentlich das Wasser im Munde zusammenlaufen muß; als das wohlschmeckendste, nahrhafteste und nachhaltigste aller Brote aber wird das Schwarzbrot genannt. Wenn die konservative Partei wirklich siegt, verdankt sie es nicht zum wenigsten dem hier so viel geschmähten und doch so wohlschmeckenden deutschen Schwarzbrot!“*)

Da unser verehrtes Mitglied Herr Sökeland sich nicht nur als Vorstandsmitglied des hiesigen Vereins für Volkskunde mit der Geschichte des Brotes, sondern auch als Fabrikant mit der Herstellung des Pumpernickels seit langer Zeit beschäftigt, so habe ich ihn um ein Urteil über die Grabow'sche Schrift und um Angaben über die Herstellung und den Vertrieb des Pumpernickels bei uns gebeten.

Herr Hermann Sökeland schreibt: „Ich habe die Arbeit durchgesehen, bin aber nicht von Herrn Grabows Ansicht überzeugt. Herr Grabow hat

*) Späterer Zusatz. Zeitungsnachrichten zufolge ist noch niemals zuvor so viel Schwarzbrot und Pumpernickel von Berlin her nach England bestellt und verlangt worden, wie in den letzten Wochen. Wir können uns nicht nur als Patrioten hierüber, sondern auch als Volks- und Heimatkundige darüber freuen, daß das Vorurteil unserer insularen Vetter gegen das deutsche Schwarzbrot auf diese Weise — hoffentlich dauernd — erschüttert worden ist.

überaus fleißig gearbeitet an seiner Zusammenstellung, aber er bringt meiner Ansicht nach rein zufällig gleichklingende Wörter, die ganz andere Bedeutung haben, in Verbindung miteinander. Heute noch versteht man in Hildesheim unter Pumpernickel ganz etwas anderes als in Westfalen. Grabow hat nun Beweise beigebracht, daß man ein ähnlich geschriebenes Wort auch in Süddeutschland hatte und hat. Nun soll das Wort Pumpernickel von Süddeutschland nach Westfalen gekommen sein von Leuten, die in Süddeutschland westfälischen Pumpernickel kennen lernten. Wohl-gemerkt, aber vor dem dreißigjährigen Kriege, im 15. oder 16. Jahrhundert etwa, also. Wie soll man sich das vorstellen? Weiter beruht nun die ganze Hypothese darauf, daß Pumpernickel (Seite 57, oben dritter Absatz) ganz schwarz sei, er braucht ganz schwarz, weil er lateinisch nicht nur niger, sondern perniger haben muß, um hieraus die deutschen Silben „pernickel“ herleiten zu können. Außerdem ist nun aber der Pumpernickel niemals ganz schwarz, überhaupt nicht einmal schwarz, sondern nur braun, höchstens dunkelbraun! So sehr ich also die fleißige Arbeit des Herrn Grabow anerkenne, so wenig kann ich mich damit einverstanden erklären.

Meiner Ansicht nach gibt es bis heute eine einwandfreie Erklärung des Wortes und Begriffes Pumpernickel noch nicht.“

Wir lassen nunmehr Herrn Hermann Sökelsands historisch-technische Mitteilung, die sich auf unsere engste Heimat bezieht, folgen.

Einführung der Pumpernickelfabrikation in Berlin-Moabit. Schon seit dem Anfange des neunzehnten Jahrhunderts bestand in Moabit eine Pumpernickelbäckerei, verbunden mit einem Bierausschank und Tanzlokal. In dieser Bäckerei, welche zuerst den Namen Pumpernickel mit Moabit verband, wurde in kleinem Umfange Pumpernickel in westfälischer Weise hergestellt. Die Ware war nicht haltbar und deshalb konnte der Konsum sehr bescheidene Grenzen nicht überschreiten. Wer Pumpernickel essen wollte, mußte ihn in Moabit oder Mittwochs und Sonnabends auf dem Gendarmenmarkt kaufen, wo er von dem Erzeuger feilgehalten wurde, andere Verkaufsstellen waren nicht vorhanden, bis im Jahre 1858 die heute älteste Berliner Pumpernickelfabrik von Sökeland begründet wurde.

Der Errichter, Engelbert Sökeland, kam 1856 auf direkte Veranlassung von Justus von Liebig nach Berlin an die Berliner Brodfabrik als Leiter der Bäckerei. Unstimmigkeiten mit dem Aufsichtsrate veranlaßten ihn 1858 zur Niederlegung der Stelle und Fortsetzung der früher schon in Westfalen betriebenen Herstellung von Pumpernickel, die auch den Anlaß zu der Verbindung mit dem oben erwähnten berühmten Chemiker gegeben hatte. Bei der Übersiedelung nach Berlin war eine Wohnung in Moabit gewählt worden, teilweise auch, weil hier Pumpernickel, das gewohnte Gebäck, leicht zu haben war. Die an der damaligen Moabiter Brücke gelegene Behausung hatte genügend Raum zur Errichtung der Pumpernickelbäckerei.

Berlin im Jahre 1858 war nun nicht im entferntesten mit dem heutigen Berlin zu vergleichen, sowohl hinsichtlich der ortsanwesenden Bevölkerung wie der Kaufkraft überhaupt. Luxusläden gab es nur wenig, und gar Delikatessenhandlungen waren nur in geringer Zahl vorhanden. So war es ganz natürlich, daß die neu errichtete Pumpnickelbäckerei in den ersten Jahren ebenfalls nur geringen Absatz hatte und sich erst ganz allmählich vergrößerte. Der Pumpnickel wurde in einem kleinen Wagen, den ein Hund zog, herumgefahren und abgeliefert. Einer der heute noch lebenden Inhaber denkt mit Stolz daran, daß er in den Jahren 1861—1864 in dieser bescheidenen Weise eine gewerbliche Tätigkeit begann.

In Westfalen wurden die Brote früher nur im Gewichte von 40 bis 70 Pfund in einem ganz einfachen Backofen hergestellt, der nach dem Erkalten gleich als Vorratsraum diente. Das große Gewicht der einzelnen Brote erklärt sich damit von selbst. Sollte aber Pumpnickel mehr als bis dahin in den einzelnen Haushaltungen gebraucht werden, dann mußte die Möglichkeit geschaffen werden, ihn leicht und in bequemer Größe in jedem Geschäft kaufen zu können. Aus diesen Gründen führte der alte Sökeland 1864 als erster die kleinen Brötchen, deren jedes nur 1 Pfund wog, ein. Erst einige Jahre später wurden diese kleinen Brötchen selbst in Westfalen, und noch später auch an anderen Stellen nachgeahmt. Die sorgfältige auf wissenschaftlicher Grundlage beruhende Backmethode, die nur vorhandene handliche Form und rastloser Fleiß bewirken die Steigerung des Pumpnickelgeschäftes in erfreulichster Weise. Der Berliner Delikateßpumpnickel eroberte sich seinen Markt; zuerst Berlin selbst, dann die näher gelegenen Städte und schließlich, bis zum Jahre 1879 etwa, ganz Deutschland, Oesterreich und die Schweiz, so daß schon um diese Zeit, besonders in Deutschland und Oesterreich keine auch nur etwas größere Stadt war, in welcher Sökelands Pumpnickel nicht zu haben gewesen wäre.

Die Steigerung des Berliner Absatzes veranlaßte natürlich zuerst in Berlin selbst, dann auch in anderen Städten die Gründung von weiteren Pumpnickelfabriken, von denen aber einige bald wieder eingingen. Immerhin trugen auch diese dazu bei, den Verbrauch von Pumpnickel zu steigern. Während in Westfalen der Verbrauch von Pumpnickel als Hausbrot abnimmt, ist dessen Verbrauch als Delikatesse durch Berlins Bemühungen in ständiger Steigerung begriffen. Als besondere Eigentümlichkeit sei hier erwähnt, daß seit einigen Jahren schon, Sökelands Pumpnickel in Westfalen selbst, an mehreren Orten gern gekauft wird, trotzdem er viermal so teuer als dortiger einheimischer Pumpnickel ist.

Auf der Berliner Gewerbeausstellung von 1879 stellte die mehrerwähnte Fabrik als ersten Exporteurversuch Pumpnickel aus, der die Reise nach Egypten und zurück machte, ohne zu verschimmeln. Die

Berliner Gewerbeausstellung von 1896 brachte schon solchen, der die Reise um die Erde zurückgelegt hatte, ebenfalls von Sökeland ausgestellt. In gleichem Maaße hob sich der Export. Von der Filiale Hamburg aus wird heute Sökelands Pumpnickel nach Nord- und Südamerika, Australien, Afrika, Asien u. s. w. zum Teil in besonderen Packungen versandt.

In Westfalen wurde früher ausschließlich und wird heute noch vielfach, der Teig seiner schweren Bearbeitung wegen mit den Füßen getreten. In Berlin ist das niemals geschehen. Schon auf der landwirtschaftlichen Ausstellung bei Kroll, zu Anfang der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts stellte der alte Sökeland eine Knetmaschine neben einem 300-fündigen Pumpnickel aus. Weitere Maschinen kamen hinzu, so daß heute der Gesamtbetrieb in Mühle, Bäckerei und Schneiderei fast automatisch ist. Erwähnt sei noch, daß Sökelands Fabrik als erste, unter patentrechtlichem Schutz, geschnittenen Pumpnickel in Dosen einführte. —

Nach einer kurzen Debatte wurden hiermit die Erörterungen über das Wort und Wesen des Pumpnickels wegen vorgerückter Abendstunde für heute abgeschlossen.

XXVIII. Brandenburgische Kunstdenkmäler. Anzug aus den Verhandlungen des uns befreundeten Vereins für Geschichte der Mark Brandenburg vom 8. vor. Monats.

Herr Baurat Kothe legte im Anschluß an seinen im Oktober gehaltenen Vortrag das Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler vor, welches der Verein für Denkmalspflege mit Unterstützung des Deutschen Reiches herausgibt. Da die Verzeichnisse der Kunstdenkmäler einen nicht mehr zu übersehenden Umfang angenommen haben, dabei in wissenschaftlicher Hinsicht sehr verschieden ausgefallen sind und zu einem großen Teile überhaupt noch ausstehen, so beabsichtigt das Handbuch, die bisher gewonnenen Ergebnisse übersichtlich zusammenzufassen und zu ergänzen. Die Leitung hat Prof. Dehio von der Universität Straßburg. Ausgegeben sind seit 1905 drei Bände: Mittel-, Nordost- und Süddeutschland; die beiden noch fehlenden Bände: West- und Nordwestdeutschland werden in den nächsten Jahren erscheinen, so daß alsdann die Verzeichnung der Kunstdenkmäler wenigstens innerhalb eines äußerlich beschränkten Rahmens für ganz Deutschland durchgeführt sein wird. Im zweiten Bande sind vom Vortragenden bearbeitet Brandenburg, Posen und Mecklenburg-Strelitz; für den fünften Band sind von ihm übernommen Anhalt, Land Jerichow und die Altmark. Hinsichtlich der Provinz Brandenburg insbesondere galt es, die Lücken des Bergauschen Inventars zu ergänzen. Die Zeitstellung der märkischen Backsteinbauten ist kritisch zu prüfen; denn die Forschungen Friedrich Adlers bedürfen an vielen Orten der Berichtigung.

In einer weiteren Mitteilung behandelte Herr Kothe die baugeschichtlichen Anfänge des Domstifts Brandenburg. Bald nach der Gründung des Bistums war alles Land desselben dem Deutschtum verloren gegangen, und

erst zu Beginn des 12. Jahrhunderts gelang es dem Bischof Herbert, zunächst in Leitzkau, im heutigen preußischen Kreise Jerichow I, von neuem in seinem Sprengel Fuß zu fassen. Wie er in einer Urkunde vom Jahre 1114 berichtet, baute er dort eine Steinkirche, die Peterskirche, welche trotz einer barocken Umgestaltung den ursprünglichen romanischen Kern bewahrt hat und damit als der älteste Steinbau östlich der Elbe zu betrachten ist. Eine Aufnahme und Würdigung dieses Bauwerks hat der Vortragende in der Zeitschrift für Geschichte der Architektur September 1909 mitgeteilt. Die Ausführung begann mit dem Bau der Apsis, des Chores und der Krypta, und die gestreckte Gestalt des Chores deutet darauf hin, daß die Kirche zum Sitz des Domstifts bestimmt war. Ungewöhnlich ist die Anlage eines Turmes oder eines Turmpaares neben der Vierung. Das Langhaus hat basilikale Gestalt; doch können die Wände der Seitenschiffe nur aus Holz hergestellt gewesen sein. Die Weihung 1140 mag sich auf die Vollendung des Bauwerks beziehen. Als Baumaterial dienten die spröden Grauwacken-Bruchsteine der nahen Brüche bei Gommern; aus demselben Gestein waren auch die Kirchenbauten der Stadt Magdeburg errichtet, von denen nur die um 1070 begonnene Liebfrauenkirche noch aus jener Zeit erhalten ist.

Norbert, 1126 zum Erzbischof von Magdeburg berufen, siedelte die Prämonstratenser beim Kloster U. L. Frauen an, und diese übernahmen es, das Kirchenwesen in der Mark neu zu begründen. Albrecht der Bär, 1134 mit der Mark belehnt, brachte diese wieder dauernd an Deutschland. Für die kirchlichen Bauwerke, welche unter diesen gesicherten Verhältnissen entstanden, verwendete man wieder die Grauwacken-Bruchsteine, so für die 1155 geweihte Klosterkirche in Leitzkau und den 1170 geweihten Dom in Havelberg; auch die 1144 gestiftete Klosterkirche in Jerichow sollte aus denselben Bruchsteinen errichtet werden. Aber die Schwierigkeit, diese zu bearbeiten und anders als auf dem Wasserwege zuzuführen, veranlaßte, daß man am Schlusse des 12. Jahrhunderts zu zwei anderen Baustoffen überging, dem Granit und dem Ziegel. Um das Jahr 1200 wurde die Klosterkirche in Jerichow in Ziegeln weitergeführt; bestimmten Anhalt zu dieser Zeitstellung geben die datierten Dorfkirchen von Wust und Schönhausen. Rückt das Alter der Klosterkirche in Jerichow gegenüber der Adlerschen Annahme um einige Jahrzehnte herab, so bleibt sie dennoch eines der ältesten Ziegelbauwerke der Mark, und damit behält sie ihre baugeschichtliche Bedeutung.

Noch vor 1150 wurde von Leitzkau ein Tochterkonvent nach Brandenburg entsandt und 1165 daselbst das Domstift wiederhergestellt und der Grundstein zum Bau eines Domes gelegt. Leider ist diese letztere Nachricht nur in einer unklaren chronikalischen Angabe überliefert (Mon. Germ. hist. Script. XXV, S. 484), und es ist zweifelhaft, ob diese auf die Reste romanischen Ziegelmauerwerks am Chor und Kreuzschiff des vorhandenen Domes bezogen werden darf, wurde der Dom in Lübeck doch 1163 noch

als Holzbau errichtet. Die aus Sandstein hergestellten Kämpfergesimse des Langhauses des Domes in Brandenburg sind von der Magdeburger Bau-
schule abhängig und wiederholen in derberer Fassung die Vorbilder des
frühgotischen Umbaues des Kreuzschiffes der Liebfrauenkirche, so daß sie
um 1220 datiert werden dürfen. Mit diesem Zeitpunkt erst erreicht die
Baugeschichte des Domes in Brandenburg und überhaupt die der Mark
einen festen geschichtlichen Boden.

XXIX. Theodor Storm in Potsdam. Aus den Verbannungs-
jahren eines schleswig-holsteinischen Dichters. Von Eduard
Bertz. Mitteilungen des Vereins für die Geschichte Potsdams. Nr. 304,
Potsdam 1910.

Unser rühriger befreundeter Nachbarverein hat mehrere vortreffliche
Abhandlungen in letzter Zeit veröffentlicht, darunter die soeben Ihnen
vorgelegte.

Bertz hat mit liebevoller Kleinmalerei alles, was ihm von Storms Leben
in Potsdam während der dort verlebten Jahre 1852 bis 1856 bekannt
geworden, zu einem ansprechenden Stilleben zusammengestellt. Ich selbst
gehöre zu den begeistertsten Anhängern der Muse Storms, in die ich mich
immer wieder mit Entzücken versenke. Gerade deshalb darf ich es sagen,
daß Bertz den guten Storm wegen seines oft — gelinde gesagt — be-
fremdenden Wesens zu sehr in Schutz nimmt. Man bedenke doch die
damalige politische Situation: Die schleswig-holsteinische Erhebung war von
den Dänen 1850 niedergeschlagen, weil Preußen und Österreich, damals im
vollen Fahrwasser der Reaktion segelnd, jeder freiheitlichen Bewegung in
Deutschland abhold waren. Es ist zu bewundern, daß Friedrich Wilhelm IV.
es über sich brachte, dem wegen seiner Opposition gegen den Staat —
wenn dies auch der dänische war — in Husum gekündigten Beamten ein
Heim in seinen Landen freizustellen. Statt Neu-Vor-Pommern zu wählen,
wo ein dem schleswigschen ähnliches Recht galt, entschied sich Storm für
den Bezirk des preußischen Landrechts, wobei er sich doch sagen mußte,
daß es ihm als Assessor oder Kreisrichter gewaltig schwer werden mochte,
sich zurechtzufinden. Und törichterweise wählte Storm das ihm von seinem
früheren Aufenthalt doch sehr wohl bekannte Potsdam. Als Gebildeter
mußte er doch wissen, daß der Kastengeist dort mehr als sonst in Preußen
blühte. Mit sehenden Augen ist er in die schwierigen, ihm unerquicklichen
Verhältnisse hineingezogen. Dabei muß er selbst anerkennen, daß man ihm
als Richter wie als Kollegen von seinen Amtsbrüdern außerordentlich
liebenswürdig entgegengekommen ist, daß man in ihm auch den Dichter
ganz besonders anerkannte. Nur Storms chronisches Magenleiden vermag
seine unablässigen Mäkeleien und kleinlichen Ausstellungen zu entschuldigen,
nicht zu rechtfertigen, die er gegen das Potsdamer und altpreußische Wesen
vorbrachte. Mit nichts ist er zufrieden, nicht einmal mit der herrlichen
„natürlichen“ und der „künstlichen“ Natur, die Potsdam so freundlich

umgiebt. Der Wald war damals noch näher bei der Stadt. Storm und Frau klagen aber über die weiten Wege und dgl.; man glaubt mitunter einen abgelebten, mit Gott und der Welt zerfallenen Mummelgreis zu hören, dabei war Storm, als er nach Potsdam kam, 35 Jahre alt, also im besten Mannesalter.

Ludwig Pietsch, der Storm gut kannte, macht auch auf die nörgelige, rechthaberische, dabei etwas großtuende Art aufmerksam, die in den kleinen Nordseestädten unter den dortigen Spießbürgern nicht ganz selten ist und von der unser braver Storm nicht frei war. Alles ist in der Marsch wie in der Geest in den Augen dortiger Pfahl- und Spießbürger unvergleichlich besser, vor allem die Landschaft. Und wie sieht diese bei Husum aus: ein graues Wattenmeer mit kleiigem, tonig zähem Grund, in dem ich beim Baden fast stecken geblieben, ein endloser, langweiliger Deich, auf ebenso endlosen Marschen, Kleefelder mit Mastvieh, das Städtchen mit Schloß und dürftigem Schloßgarten, aller waldigen Umgebung entbehrend, weiter einwärts die dürre, trostlose Heide ohne Abwechslung. Das alles findet Storm viel schöner als Potsdams Umgebung.

Daß Storm als Großdeutscher sich mit Fontane, dem eingefleischten Preußen, nicht vertragen konnte, lag schon in der Politik der Zeit, auch sonst haben sich die beiden Theodors mehr abgestoßen als angezogen.

Alles in allem kann es Storm trotz der vielen Berufstätigkeit und der sonstigen kleinlichen Bedenklichkeiten in Potsdam nicht allzu schlecht ergangen sein, Beweis sind die herrlichen novellistischen Schöpfungen, die von 1853 bis 1856 entstanden: „Im Sonnenschein“, ferner „Angelika“ und die neuerliche Erzählung „Wenn die Äpfel reif sind“.

Auch sonst war Storm während seines Potsdamer Aufenthalts literarisch tätig, z. B. schrieb er für das Eggersche „Literaturblatt zum Kunstblatt“ drei kritische Artikel, die für seine Theorie der Lyrik von Bedeutung sind. Der eine behandelte Klaus Groths „Paralipomena“, die beiden anderen die „Lieder der Liebe“ von unserm in der Brandenburgia-Sitzung vom 16. Mai 1908, Monatsblatt XVII, S. 133 fig. seitens des eigenen Sohnes ausführlich besprochenen märkischem Dichters Martin Anton Niendorf*), der 1844—1846 das Lehrerseminar in Potsdam besucht hatte. Beiläufig und zum Schluß sei noch erwähnt, daß unser Berliner Kind, Paul Heyse, der am 15. März d. J. seinen 80. Geburtstag feiern wird, in dem nämlichen Blatt 1854 eine für Storms Anerkennung wertvolle Abhandlung über ihn selbst verfaßt hat.

XXX. Julius Haeckel: Der 100. Geburtstag der Königlichen Polizeidirektion zu Potsdam. Festschrift zum 30. November 1909. A. a. O. Nr. 305. Ein schätzenswertes Gegenstück zu der parallelen Veröffentlichung über das Berliner Polizeipräsidium im Jahre 1909.

*) Warum Bertz S. 19 „Marc Anton Niendorf“ schreibt, ist mir unerfindlich.

XXX. Neues über E. T. A. Hoffmann. Herr Hans v. Müller, Uhlandstraße 145, dessen geistvoller Vortrag über den berühmten Schriftsteller, Tondichter und Kammergerichtsrat E. T. A. Hoffmann in unserer Brandenburgia Ihnen noch in Erinnerung sein wird, hat uns mit zwei neuen Hoffmann-Studien überrascht, die ich Ihnen vorlege: a) Briefe aus den Bergen von E. T. A. Hoffmann. Mitgeteilt und erläutert von Hans v. Müller in der von unserm Ehrenmitglied Herrn Professor Dr. Julius Rodenberg herausgegebenen Deutschen Rundschau, Januarheft 1910, S. 73—95, drei geistsprühende Briefe über eine Reise ins Riesengebirge, ein Brief datiert aus Hirschberg, den 10. Juli 1819, der zweite aus Warmbrunn, den 1. August 1819, der dritte dgl. aus Warmbrunn vom 9. August 1819. Für unsere engere Heimat ergibt sich daraus nicht viel.

Wichtiger für unsere Heimatkunde ist die zweite Schrift: Hoffmanns Ende. Briefe, Urkunden, Verhandlungen aus den Monaten Januar bis Oktober 1822. Mit einer Abbildung des alten Grabsteins in Lichtdruck. Dem elften Bibliophilentage vorgelegt vom Mitglied Nr. 111, Hans v. Müller in Berlin. In der Stadt des Franz Blei im Regina-Palasthotel am 26. September 1909. Enthält u. a. die letzten Briefe Hoffmanns an Hitzig, das mit seiner Frau am 26. März 1822 errichtete wechselseitige Testament, die Anzeige des am 25. Juni 1822 erfolgten Todes, die Eintragung ins Totenregister der Jerusalemerkirche, wo er Ernst Theodor Amadeus Hoffmann genannt wird. Ferner die Totenfeier und die Stiftung des Grabsteins, der glücklicherweise 1902 noch in seiner alten Gestalt hat photographiert werden können. Von unserm Standpunkt als Heimatfreunde und Denkmalschützer können wir den Unwillen Hans von Müllers darüber verstehen, daß die Friedhofsverwaltung den noch ganz leidlich erhaltenen Stein fortnehmen ließ und durch einen neuen deplaziert wirkenden Stein ersetzt hat.

Das nähere ergibt der in der Kunstchronik, Leipzig den 4. Dezember 1909, enthaltene nachfolgende Artikel, überschrieben: „Denkmalpflege. Unsere Mitteilung über den eigentümlichen Akt von Denkmalpflege, der vor einigen Jahren an E. T. A. Hoffmanns Grabe vorgenommen worden ist, hat in der deutschen Presse Widerhall gefunden, welchem aber eine entrüstete, die „Kunstchronik“ der Urwahrheit zeihende Ablehnung des Kirchenvorstandes der Jerusalems-Gemeinde gefolgt ist. Herr Hans von Müller, dessen noch im Druck befindlicher Ausgabe von Hoffmanns Briefwechsel wir unsere Mitteilung entnommen hatten, schreibt uns: Der obere, symbolische Teil von Hoffmanns Grabstein enthielt in der Mitte einen Schmetterling, als Symbol der befreiten Seele, darum schloß sich, als Symbol der Ewigkeit, eine Schlange, die sich in den Schwanz beißt, und zu beiden Seiten sprossen aus den Schlußrosetten der elegant geschwungenen Umrahmung je drei Farnwedel hervor, als Symbole der Auferstehung. Der untere Teil des Grabsteins enthielt die bekannte Inschrift in vollkommen deutlicher, aber kühn geschwungener Schreibschrift, wie sie zu

Hoffmanns Zeit in den Kanzleien noch mit Liebe gepflegt wurde; die großen Anfangsbuchstaben reichten durchweg über die folgenden hinüber, in Hoffmanns Namen griffen T. W. H. in ausgezeichneter, künstlerisch freier Weise ineinander, das K von „Kammer“ holte flott über die nächsten drei Buchstaben aus, und alles das wirkte doch so selbstverständlich, daß es in keiner Weise den Charakter der Monumentalität beeinträchtigte. — Wenn also der Kirchenvorstand in seiner Erwiderung behauptet, daß seine spiegelblanke Platte eine „genaue Nachbildung“ des alten Steines und die schülerhaft ängstlich gezirkelte, unbeschreiblich ärmliche Schrift, die wie Typensatz wirkt, „bis auf den kleinsten Zug“ der alten nachgebildet sei: so verrät er damit nur, daß er den alten Stein überhaupt nicht erst angesehen hat, bevor er die „Fabrik“ anwies ihn zu vernichten. Zum Glück sind mindestens drei Photographien des alten Steines vorhanden, die beste im Besitz der August-Scherl-Gesellschaft. Nach dieser bringt meine (etwa zu Ostern erscheinende) Briefsammlung den Stein in Lichtdruck; einstweilen hat der „Tag“ am 4. Dezember den alten und den neuen Stein einander gegenübergestellt, allerdings in sehr groben Autotypien, die die ausgezeichnete Erhaltung von Skulptur und Schrift des alten Steines nicht ahnen lassen. 9. 12. 09. Berlin W. 15, Uhlandstr. 145. Hans v. Müller.“

XXXII. Verzeichnis der Reckahnschen Schule. Sonderabdruck aus den unter Mitwirkung u. M. Herrn Fr. Wienecke herausgegebenen Schriften Eberhard von Rochows. Das Verzeichnis ist bereits 1875 in den pädagogischen Blättern, aber unvollkommen veröffentlicht worden. W. hat es mit dem Original verglichen, erweitert, berichtigt und mit Daten versehen.

Aus dem Verzeichnis kann man ersehen, welche Bedeutung die schlechte märkische Dorfschule hatte. Über 2000 Personen haben sie aus Wißbegier aufgesucht, darunter Männer von Ruf und Stand. Dabei ist zu berücksichtigen, daß Reckahn auch heut noch im Zeitalter der Eisenbahn weit ab vom Wege liegt, wie viel schwieriger war es in der Zeit von 1773 bis 1805 zu erreichen. Von dem Unglücksjahr 1806 ab bricht der Besucherverkehr nahezu ab. Herr W. überreicht das beachtenswerte Schriftchen für die Bücherei der Brandenburgia: verbindlichsten Dank!

E. Bilder, Karten, Pläne.

XXXIII. Der Verschönerungsverein in Velten hat uns vorliegenden Plan unseres gewerbfleißigen Vororts und Umgebung mitgeteilt. Dankend gedenken wir gern hierbei der lehrreichen Wanderfahrt nach Velten am 11. Oktober 1908.

F. Bericht von August Foerster über den Seefischerei-Vortrag.

XXXIV. Herr Professor Dr. Henking, Generalsekretär des Deutschen Seefischerei-Vereins hielt hierauf einen äußerst beifällig

aufgenommenen Lichtbilder-Vortrag: Die Bedeutung unserer Seefischerei für die Bewohner Berlins und der Provinz Brandenburg. ↘

Die Provinz Brandenburg scheint, so begann der Redner, wie kaum eine andere von der Natur auf die Verwertung des Fischreichtums ihrer außerordentlich zahlreichen Gewässer, ihrer Bäche, Flüsse und vor allem ihrer großen Landseen angewiesen. Schon zur wendischen Zeit wurde dieser natürliche Reichtum des Landes gebührend geschätzt und die Fischerei eifrig betrieben. Alle die vielen Örtlichkeiten, die in der Mark „Kietz“ heißen, sind ebensoviele Erinnerungen an wendischen Fischereibetrieb. Als die Deutschen Herren des Landes geworden, erfuhr die Fischerei ohne Unterlaß die beste Förderung und Pflege bis in unsere Tage, in denen Berlin mit Recht als der größte Markt der Welt für lebende Fische gilt. Man sollte nun meinen, daß ein so reich mit Süßwasserfischen gesegnetes Land sich unter den Verkehrsschwierigkeiten und Hemmnissen früherer Tage wenig für Seefische interessiert haben könnte; doch beweisen Urkunden aus dem 13. und 14. Jahrhundert, daß zum wenigsten der Hering schon im Lande gekannt und gewürdigt war. Vom 10. bis 16. Jahrhundert blühte die Heringfischerei hauptsächlich in Schweden, an der Küste von Schonen; von dort ging ein lebhafter Handel mit Salzheringen über Land nach Hamburg, ja bis Flandern. Auf Erleichterung dieses Verkehrs bezieht sich eine Urkunde von 1236, aus der hervorgeht, daß die Stadt Brandenburg Vermittlerin dieses Handels war. Mit Zollangelegenheiten, den Hering und den als Fastenspeise in der ganzen Welt verbreiteten Stockfisch betreffend, befaßt sich eine Berliner Urkunde von 1397. Damals hatte der Verkehr schon eine andere Richtung genommen; denn es geschieht dieser Fische als von Hamburg eingehend Erwähnung. Zur staatlichen Betätigung für die Seefischerei kam das lange nur binnenländische Brandenburg und Preußen erst spät. Der große König war es, der in seinem alle Interessen seines Landes umfassenden Geiste auch auf dieser Nahrungsquelle Aufmerksamkeit schenkte und einer ersten deutschen Heringsfischereigesellschaft in Emden 1780 ein Privileg für Preußen verlieh. Der spätere Verlust von Ostfriesland an Hannover ließ dies Unternehmen eingehen. Den lebhafteren Aufschwung sowohl der Seefischerei als die Gewöhnung an den Genuß von Seefischen im deutschen Binnenlande, insonderheit in Berlin und der Mark, brachte erst das 19. Jahrhundert infolge Einführung der Gewerbefreiheit, des Baues von Eisenbahnen in den Jahren 1840—46, der Fortschritte der Bereitung von Fischkonserven. Es ging indessen ziemlich langsam mit der Einführung von Seefischen in der Landeshauptstadt. Bis in die 70er Jahre entbehrte Berlin der Fischläden gänzlich, es waren lange Zeit nur einige bevorzugte Sorten, wie Steinbutte und Seezunge, die in Berlin auf den Markt kamen. Der Aufschwung der heute an 45 Millionen Mark alljährlich produzierenden Konservenindustrie datiert erst aus den 80er Jahren. Zum Teil trug die

Schuld an diesem langsamen Fortschritt auch das Verharren des Seefischereigewerbes bei den alten Formen des Fanges unter Benutzung der kleinen Segelboote und Kutter, die heute noch für die nahe gelegenen Fischgründe z. B. von den Fischern in Finkenwärder und Blankenese in Anwendung kommen, aber seit 1885 für den Fang auf hoher See und für die Ausdehnung der in Benutzung genommenen Fischgründe bis hinauf nach Island durch die zu hoher Entwicklung gelangte Einrichtung der „Fischdampfer“ ersetzt sind. Seitdem sind Nord- und Ostsee natürlich in ungleich höherem Grade als sonst zugunsten der Volksernährung nutzbar gemacht; allein noch ist bei weitem nicht das erwünschte und erstrebte Maß erreicht, in dem die Seefischerei zum Wohl und zu kräftiger Ernährung der Menschen beitragen könnte. Ein Hindernis bietet z. Z. noch die Unvereinbarkeit des im Winter stärkeren, im Sommer schwächeren Begehrs nach Seefischen, mit dem im Winter verglichen mit dem Sommer ungleich schwierigeren, gefährlicheren und wenig ergiebigeren Fang. Dies Mißverhältnis ist zuweilen so stark, daß die Fischdampfer sich in der für den Fang besten Jahreszeit zum Feiern genötigt sehen, weil sie nicht imstande sind, das Fangergebnis auf einen Preis zu bringen, der die Fangkosten deckt. Der Grund dieses Unterkonsums und des sich für die Interessen der Seefischerei zeitlich ungeeignet verteilenden Konsums — hierzu tritt auch schädigend die Gewöhnung der katholischen Landesteile an den Freitag als Fischgerichtstag — ist zum Teil sicher in der nicht genügenden Organisation des Fischhandels zu suchen. Es wird nicht mit Unrecht, z. B. für Berlin, darüber geklagt, daß die Zahl der Fischläden zu gering, infolgedessen der Einkauf für die Hausfrauen erschwert und damit die Gewöhnung an regelmäßigen Verbrauch von Seefischen verhindert werde. Andererseits hat der noch bei weitem nicht allgemeine Genuß von Seefischen die unliebsame Folge des Verderbens mancher nicht gleich abzusetzender Sendung und mittelbar die Preisverteuerung der frischen Ware. Es ist heute so leicht, frische Ware auf Eis von der Küste als Eilgut zu beziehen. Würden die Händler sich z. B. vor Bestellung einer Sendung mit ihren Kundinnen in Verbindung setzen, um des sofortigen Verkaufs der ankommenden Fische sicher zu sein, wäre beiden Teilen gedient. Unsere Hausfrauen würden dann auch sicher die günstige Erfahrung machen, billiger zu kaufen, und bestätigt finden, was ein bedeutender Hygieniker in klaren Zahlen bewiesen hat, daß Seefische unter allen in Vergleich tretenden Nahrungsmitteln für das gleiche Geld den höchsten Nahrungswert bieten. In der festen Überzeugung eines nach allen Seiten im besten Sinne nutzbringenden Unternehmens ist vor jetzt 25 Jahren der Deutsche Seefischerei-Verein mit dem Sitz in Berlin gegründet worden. Sein Zweck ist niemals auf Beteiligung kommerzieller Art, sei es an der Seefischerei, sei es an der Verwertung des Fanges gerichtet gewesen, er hat stets nur folgenden Dingen gegolten: der staatlichen Behörde, soweit es gefordert

wird, zur Hand zu gehen, die persönliche Sicherheit der Seefahrer zu erhöhen, das Seegewerbe zu heben, die soziale Stellung des Seefischerstandes zu verbessern, dem Fischhandel behilflich zu sein, den Seefischverbrauch zu verallgemeinern, an der Lösung der mit der Seefischerei verbundenen wissenschaftlichen Fragen mitzuarbeiten, durch organisierte Arbeitsteilung ein einheitliches Zusammenwirken zur Erforschung der deutschen Meere zu sichern und die auf das Gebiet der Seefischerei gehörigen Beziehungen zum Ausland zu pflegen. In umsichtigem Verfolg dieser Ziele hat der Deutsche Seefischerei-Verein z. B. im Jahre 1886 bei Gelegenheit der damaligen Berliner Gewerbeausstellung die Veranstaltung fördern geholfen, durch die in einem bestimmten Restaurant während der ganzen Ausstellungsdauer nur Seefische in verschiedener Zubereitung geboten wurden. Diese Einrichtung war ein Schritt auf dem Wege, weite Kreise für den Seefischverbrauch zu gewinnen; aber es bleibt z. Z. noch viel zu tun, und die Berliner Hausfrauen vor allem werden helfen müssen und sind dringend darum gebeten, der gesunden Nahrung, die in reicher Fülle die deutschen Meere uns liefern, zu einer allgemeineren Verwendung zu verhelfen.

Der Vortragende gab hierauf noch eine Reihe interessanter Mitteilungen, u. a. über die Beteiligung der deutschen Seefischerei am Heringfang in der Nordsee, der im Mai und Juni an den Shetlandsinseln beginnt und sich dann unter Vermehrung der Beteiligung bis nahe an die deutsche Nordseeküste erstreckt. Das größte Quantum dieses deutschen Nordseeheringsfanges — zu unterscheiden von dem in der Kieler Bucht vorherrschenden, als „Kieler Bückling“ später weitberühmten Frühjahrshering — kommt als Salzhering in den Verbrauch; „grüne Heringe“ dagegen gelangen zu uns aus England, Schweden, Norwegen und Dänemark, sie bilden den wichtigsten Gegenstand unserer Konservenindustrie (die in Altona, Geestemünde etc. besonders stark, aber auch in Berlin mit 21 Etablissements vertreten ist). Ganz besonders fesselnd war alsdann eine große Reihe schöner Lichtbilder, die ebenso in die Einzelheiten des Fischfangs auf der See, den Betrieb der Fischdampfer mit dem großen Schleppnetz, den Fischfang mit Kutter und Ewer an der Unterelbe einführten, als sie in charakteristischen Bildern z. B. aus Norwegen mit dem Getriebe des Fischmarktes und der Konservenindustrie bekannt machten. Der Redner schloß seinen, wie angedeutet, mit der größten Aufmerksamkeit angehörten Vortrag unter allgemeinem Beifall und erntete in den Worten des Vorsitzenden den wohlverdienten Dank für seine eindringliche Empfehlung von Bestrebungen, für die es bei niemand Gleichgültigkeit, sondern überall nur höchste Anerkennung geben kann.

G. Bericht über das Seefischessen.

XXXV. Dasselbe fand unter Beteiligung von über 200 Personen im gegenüberliegenden Marinehaus statt. Einige Tage zuvor hatten daselbst

mit erfreulicher Unterstützung des dortigen Direktors Herrn Weber ein Probeseefischessen unter Beteiligung vom Vorstand und Ausschuß des deutschen Seefischerei-Vereins sowie der Brandenburgia voll befriedigend stattgefunden und diesen selben Eindruck empfingen die heutigen Teilnehmer. Der hochverdiente Präsident des D. S. F. V. Herr Geheimer Legationsrat z. D. Rose hatte der Marinehausküche die denkbar frischesten Seefische auf Vereinskosten der Marinehausküche liefern lassen. U. A. M. Ingenieur Plack und Gemahlin hatten in liebenswürdiger Weise die Tischordnung und die Platzverteilung übernommen. Jeder Anwesende erhielt außerdem vom D. S. F. V. gratis die 3. Auflage von Frl. Maria Schotte's Anweisung zur praktischen Verwendung billiger Seefische und das Seefisch-Bilderbuch für Hausfrauen von Prof. Dr. Henking, beide gemeinnützige Schriften herausgegeben vom D. S. F. Verein. Absichtlich waren bei diesem Probeessen großen Umfangs billigere und in Berlin kaum bekannte Seefische gewählt worden: der aalartige Leng oder Lengfisch (*Molva vulgaris* Fl.) in Frikasseeform, der Rochen (Sternrochen, *Raja radiata* Don., Nagelrochen *R. clavata* L. sowie Glattrochen *R. batis* L.) gekocht mit brauner Butter, endlich der Schellfisch (*Gadus aeglefinus* L.), klein, in Portionsgröße, gebacken, mit Kaiserschoten. Hierauf gab es noch Butter und Käse. Das Menu kostete jedem Teilnehmer den billigen Preis von 1 M.

Herr Geheimrat Fridel dankte Herrn Geheimrat Rose und dem Deutschen Seefischerei-Verein für seine Liebenswürdigkeit, des Direktors Weber sowie des Herrn und der Frau Plack wurde ebenfalls gebührend gedacht und Herr Rose brachte einen Trinkspruch auf die Brandenburgia und deren Vorsitzenden aus. Bei angeregter fröhlicher Stimmung wurde das vollbefriedigt habende Seefischessen in vorgerückter Stunde beschlossen.

Kleine Mitteilungen.

Die ehemalige Luisenquelle. Ein Stück Geschichte des Berliner Gesundbrunnens. Es war an einem Sommertage des Jahres 1701, als ein Trupp Reiter, unter welchem sich auch König Friedrich I. befand, ermattet von der Jagd bei einer Mühle an der Panke unweit des Weddings rastete. Der König ließ sich, um seinen Durst zu löschen, von der Müllerin ein Glas frischen Quellwassers reichen, welches ihn derart erfrischte, daß er annahm, die Quelle müßte mineralhaltig sein, und eine spätere Untersuchung derselben anordnete. Aber weniger ihre Bestandteile als das Konstante ihrer Temperatur machten diese Quelle berühmt und sie wurde daher auch in der Folgezeit weniger getrunken, sondern lediglich kalt oder warm als Bad gegen Gliederreißen, Hautkrankheiten, Schwäche etc. oft mit gutem Erfolge benutzt. Unter Dr. med. Behm, welcher im Jahre 1757 als Hofapotheker nach Berlin kam,

erlangte die Quelle einen bedeutenden Aufschwung. Dieser erbot sich bei König Friedrich II., eine Heilanstalt daraus zu machen, welche Bitte ihm auch gewährt wurde. Das nötige Material zum Aufbau der Häuser sowie eine mächtige Eiche zur Herstellung von Badewannen erhielt er von Friedrich dem Großen geschenkt mit der Verpflichtung, jährlich 6 Soldaten unentgeltlich baden zu lassen. 1758 wurde dann ein besonderes Brunnenhäuschen und ein großes zweistöckiges Gebäude mit zwei Seitenflügeln errichtet, in welchem bequem 40 Personen untergebracht werden konnten. Die eigentliche Blütezeit des Gesundbrunnens, welcher aus Dankbarkeit gegen den König von Dr. Behm „Friedrichsgesundbrunnen“ genannt wurde, erstreckte sich auf die darauffolgenden 20 Jahre, wo auch Friedrich II. des öfteren das Bad beehrte, namentlich wenn er auf dem Exerzierplatz jenseits der Panke in der Jungfernheide weilte, wo die Artillerie jährlich ihre Übungen „mit Schießen und Bombenwerfen“ machte. Der $\frac{1}{4}$ Meile von Berlin entfernte Gesundbrunnen, wohin eine Allee gepflanzt war, wurde bald ein beliebtes Ausflugsziel der Stadtbewohner, zumal die sandige Gegend vor dem Rosenthaler Tore durch Pflanzung vieler Bäume und Anlage von Alleen im Laufe der Zeit sehr verbessert wurde und auch ein Wirtshaus an Ort und Stelle für die nötigen Speisen und Getränke sorgte; letzteres soll nach Klöden auch fleißiger besucht worden sein, als das Bad. Hinter der Restauration befand sich die eingangs erwähnte Papiermühle an der Panke, die zur eigentlichen Entdeckung der Quelle geführt hat.

Nach dem Tode Behms 1780 übernahm sein Schwiegersohn, Generalpostamts-Kanzleidirektor Derling, die Verwaltung. 1795 ging dieselbe an Prof. Christ. Heinr. Hein und bald darauf an einen Martin Fürstenberg über, welcher letzterer den Brunnen sowie die Gastwirtschaft bis 1807 leitete. Während dieser Zeit — im Jahre 1809 — besuchte die Königin Luise mehrmals diese Anlagen und genehmigte auch, daß man den stillen Ort für den „Luisenbad“ nenne. Die eigentliche Taufe auf diesen Namen fand aber erst im Jahre 1809 statt, da sie durch häufigen Besitzwechsel und der damaligen unruhigen Zeit wegen immer wieder verschoben wurde. Zur Feier der Taufe wurde auch das tempelartige Brunnenhäuschen, welches noch bis vor kurzem stand und welches auch die „Brandenburgia“ im Bilde besitzt (cf. diese Zeitschr. Jahrg. VI, p. 282 F.), errichtet. Über dem Eingange prangte die Inschrift: „In fonte salus.“ Im Innern befand sich in einer Nische eine kleine Büste der Königin Luise und zu beiden Seiten die folgenden Inschriften:

Links: „Soli deo gloria. Diese mineralische Quelle ist im Jahre 1701 unter der Regierung Königs Friedrich I. zuerst entdeckt, auf dessen Befehl in Holz eingefaßt und von vielen Kranken mit Nutzen gebraucht worden.“

Rechts: „König Friedrich II. überließ diesen Brunnen im Jahre 1757 dem Dr. med. Behm. Das Collegium Medicum befand die Bestandteile vorzüglich eisenhaltig und bei Nervenübeln verwendbar. 1799 erhielt er den Namen Luisenbad.“

Als die Königin im Jahre 1810 auf dem Schlosse Hohenzieritz in Mecklenburg starb und ihre Leiche über Gransee nach Berlin gebracht wurde, wollte

es eine Fügung, daß die tote Königin noch einmal vor ihrem Einzuge in Berlin in der Nähe des Luisenbads in einem Zelte einen vorübergehenden stillen Aufenthalt nahm.

Im Laufe der Zeit wurde der Sprudel aber immer schwächer und floß zuletzt ganz entgegen seiner früheren Bestimmung nutzlos in die Panke. Heute ist man im Begriff, die Travemünderstraße die Panke entlang über dem ehemaligen Brunnengelände anzulegen, und nur eine Reliefnachbildung des Brunnenhäuschens am Eckhause der Bad- und Travemünderstraße erinnert uns an diese historische Stätte. Das Andenken an Dr. Behm, der viel für die Entwicklung des Stadtteils Gesundbrunnen getan hat, wird durch die nach ihm benannte Behmstraße unweit des Bahnhofs Gesundbrunnen bewahrt.

Sic transit gloria mundi.

Georg Wiese.

Altertumsfund in Friesack (18. Juni 1909). Im Garten des Grundstücks Nauenerstraße 26 fand man diverse Feuersteinfeilspitzen und Feuersteinschaber, ferner schön gemusterte Urnenfragmente, jedenfalls aus der germanischen und wendischen Zeit. Schon im Herbst vorigen Jahres wurden im Nachbargrundstücke zwei Urnen und zwei gut erhaltene Tränenkrüge, der eine mit Buckel, aufgefunden. Der Fundort scheint eine Ansiedlungsstätte der germanischen und wendischen Zeit zu sein; es besagt dies allein schon der heutige Name Paschenburg, früher Pagenburg, und befindet sich ganz in der Nähe der alten Quitzowburg. Rathenower Ztg. 20. 6. 1909.

Wolfgruben und Wolfsgärten. An der Chaussee, die den alten Finkenkrug mit Vorwerk Brieselang verbindet, liegt beim Kilometerstein 12,6 eine früher als Wolfgrube benutzte künstliche Vertiefung, die vom Wege aus deutlich zu sehen ist. Es gibt etwa 2 km südwestlich davon auch einen Wolfsgarten. O. Monke.

(Bei der letzten Wanderfahrt der „Brandenburgia“ nach Finkenkrug besichtigt. Die Bezeichnung Wolfsgarten kommt in unserer Provinz häufig vor. E. Friedel.)

Ohringe und dergleichen wurden früher im Havellande (Lietzow bei Nauen) vereinzelt auch von Männern getragen. Man schrieb den Ohringen eine gewisse Heilkraft für schwache Augen bei.

Vor kurzem lernte ich diesen Aberglauben auch in Berlin kennen. Eine Schülerin der 70. Gemeindeschule hatte ein vereitertes Ohr; ich fragte daher die Mutter, ob sie nicht zunächst einmal den Ohrring entfernen wolle. Sie sagte: „Nein, die Ohringe muß sie tragen, weil sie schlechte Augen hat. Ein Arzt in Ostpreußen hat das angeordnet!“ Also wieder einmal ein Arzt als Stütze volkstümlichen Aberglaubens (wie beim Böten der Rose). Vermutlich erklärt sich der gute Herr die heilende Wirkung aus dem Vorhandensein unbekannter magnetischer Kräfte, die vom Metall ausgehen. Berlin im 20. Jahrhundert! O. Monke.

Hierzu bemerke ich, daß das Ohrringetragen bei See- und Flußschiffen (auch bei unseren brandenburgischen) noch sehr gewöhnlich ist. Mitunter wird, im Gegensatz zum weiblichen Geschlecht, das aus Schönheitsgründen allemal zwei Ohrringe trägt, von den Schiffen nur ein Ohrring benutzt.

E. Friedel.

Fragekasten.

Über die St. Georgskapelle in Eberswalde teilt Frau Forstmeister Zeising daselbst folgendes mit: Jeder Eberswalder kennt wohl die Georgskapelle, diesen alten gotischen Bau, älter wie das Kloster Chorin, leider jetzt ganz vergessen und zu profanen Zwecken benutzt. Und doch war grade dieser kleine, unscheinbare Bau gewürdigt, die Leiche des größten Glaubenshelden des 30jährigen Krieges zu bergen — Gustav Adolf des großen Schwedenkönigs. Nie kann ich an der Kapelle vorbeigehen, ohne daß meine Gedanken zurückreisen in das Jahr 1632. Einsam lag sie damals da, in Wiesen und Feld gebettet. Aber um sie rauscht es in hohen Baumkronen, geheimnisvoll raunt es über den Gräbern, die wie Kuchlein sich um die Glucke schaaren. Und mein Auge sieht weit zurück und sieh, die Tür der Kapelle ist geöffnet, eine leise Trauermusik erschallt, sanfte Orgeltöne spielen einen ernsten Choral. Und durch die Tür schreiten in tiefer Trauer finnländische Leute, die einen einfachen Sarg tragen. Andere drängen nach, ein Schluchzen ertönt, und der Sarg wird vor dem Altar niedergesetzt — ein Geistlicher, der dort wartend steht, spricht tief ergriffen den Segen über die sterblichen fast unkenntlichen Überreste des tapfern Gottesstreiters, die Soldaten sinken in die Knie zum stillen Gebet. Am anderen Morgen wird die teure Last abgeholt. Auf einfachem Gefährt setzt die Leiche Gustav Adolfs ihren Weg nach Wolgast fort, um von da nach Schweden eingeschifft zu werden. In langem Zuge begleiten sie die finnländischen Streiter — in Schweden empfängt sie die tieftrauernde Königin. Sollte die Kapelle nicht wert sein, ihrer einstigen Bestimmung zurückgegeben zu werden? Wie herrlich, wenn wieder Orgeltöne erklingen würden, wenn wieder eine andächtige Gemeinde an Sonn- und Festtagen lauschen dürfte. —

Die Brandenburgia bemerkt hierzu, daß ihre Mitglieder am 7. Okt. 1906 die um etwa 1300 erbaute Sankt Jürgenkapelle besuchten und einem Vortrag über sie, seitens des Herrn Professor Dr. Boldt andächtig lauschten. Der wüste Zustand des übrigens in leidlich guten baulichen Würden befindlichen kleinen Gotteshauses wurde bedauert und ein ähnlicher, wie von Frau Zeising geäußelter Wunsch allseits rege. Auch für ein kirchliches Ortsmuseum wäre das Innere wohl geeignet.

E. Friedel.

Frl. B. — Pietistische Poesie und Parodie. Die gemeinten Verse lauten, m. Kenntnis nach, so:

„Ich bin ein wahres Rabenaas,
Ein alter Sündenknüppel,
Der seine Sünden in sich fraß,
Als wie der Hund den Zwippel.

O nimm mich Sündenhund beim Ohr,
Wirf mir den Gnadenknochen vor
Und nimm mich Sündenlümmel
In deinen Gnadenhimmel.“

Diese Verse sollen in Gesangbüchern des 18. Jahrhunderts stehen. Dies ist aber bestimmt unrichtig, denn alle Nachforschungen diesbezüglich — sie sind oft genug angestellt — waren vergeblich.

Es handelt sich zweifellos um eine Parodie, die ein, wie es scheint, unbekannt Gebliebener allerdings im Stil der Pietisten, insbesondere der Herrenhuter, gedichtet, die aber selbstredend arg übertreibt. Allerdings kommen in pietistischen Liedersammlungen jener Zeit arge Verstöße gegen den guten Geschmack vor, z. B. die Wendung „Der Leib, ein Madensack“. Daneben rühren aus derselben Zeit und derselben theologischen Richtung Lieder von Innigkeit her, die noch heute eine Zierde unserer Gesangbücher sind. Ich erinnere an die Lieder von Nikolaus Ludwig Graf Zinzendorf (1700—1760), dem Stifter und Bischof der Brüdergemeinde, die allerdings vielfach mystisch sind, wie die letzte Strophe des Liedes „Christen sind ein göttlich Volk“ also lautend:

„Nun, ihr Kronen fahret hin,
Fahre hin, erlaubte Freude,
Meine Weide
Sei des Herren letztes Mahl
Vor der Qual;
Meine Ehre seine Schande,
Meine Freiheit seine Bande,
Meine Zier die Ros' im Tal.“

Auch von Zinzendorf's Sohn Christian Rhenatus, der in Herrenhut 1727 geboren, in London 1752 früh verstarb, sind ergreifende Lieder hinterlassen.

E. Friedel.

F. M. Über die Erhaltung alter Stadtmauern. Bei uns finden sich die betreffenden rechtlichen Grundsätze ausführlich und klar erörtert von C. Wallis im Preuß. Verwaltungsblatt d. d. Berlin den 27. Juni 1908 S. 783—786.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.
Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstr. 14.